



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 1

9. Jahrg.

April/Mai 1929

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Mit Sven Hedin durch Zentral-Asien

Von Dr. Eugen Freiherrn von Massenbach

Wenn mir jemand seinerzeit, als ich noch im Arndt-Gymnasium die Schulbank drückte — es sind nun schon 15 Jahre her — prophezeit hätte, ich würde einmal später mit Sven Hedin eine Forschungsreise quer durch Asien machen, so wäre es mir unglaublich erschienen. Uns Jungen damals schien die Erde noch größer als Euch. Wir hatten noch mehr Respekt vor Entfernungen als Ihr, denen Radio, Auto und Flugzeug ganz neue Maßstäbe gebracht haben. Ich nehme an, daß Ihr noch Karl May lest, wie wir es auch getan haben; aber das staunende Betrachten großer Erdräume, das kommt Euch wohl schwerer an als uns damals.

Genug. Im Herbst 1926 war ich von Sven Hedin für seine neue Expedition gewonnen und rollte eines Tages mit vier anderen deutschen Kameraden im Sibirienspreß lockenden, unbekanntem Abenteuer zu.

Nach der Durchquerung des Urals, der ein bewaldetes hügeliges Gelände ist, ähnlich unserem Thüringer Wald, näherten wir uns über Dmsk und Nowosibirsk langsam der sibirischen Taiga. Das ist ein Urwald, der sich viele hundert Kilometer ausdehnt. Lange Tage und Nächte sahen wir nichts als Tannen, Birken und Kiefern. In Lichtungen tauchte hier und da eine Blockhausiedlung auf. Kurz hinter Irkutsk wendet sich die Bahn an dem herrlichen gebirgigen Südufer des Baikalsees entlang, der Wald hört langsam auf, und von Tschita an herrscht die Steppe.

In Mandschuria, der Grenzstation, betraten wir den Boden Chinas. Eine neue Bahn nahm uns auf, aber sie war nicht weniger bequem. Im Speisewagen konnte man

sogar deutschen Rheinwein trinken. Es ging über Charbin und Mukden. Hier kamen wir in das Herrschaftsgebiet des Generals Tschangsolin. Längs der Bahn lagen ungeheure Schätze von Getreide und Bohnen. Aus ihnen bestritt man die Kosten der Kriegsführung.

Wir kamen nach Peking. Vor den Stadtmauern sahen wir die ersten Kamelreiter, die Tiere, die uns bald für viele Monate treue Helfer und Begleiter sein sollten. Am Bahnhofseingang drängten sich die Rickshafkulis an uns heran. Bald saß man in den leichtesten Gefährt, und fort ging's im Trab zum Hotel. Sonderbar ist es einem zuerst, sich von einem Menschen ziehen zu lassen. Aber für chinesische Begriffe gilt der Weiße noch immer als vornehm und reich, und er ist es seinem Ansehen schuldig, nicht zu Fuß zu gehen.

Zusammen mit unserm zukünftigen Karawanenführer, dem Schweden Larson, der bereits seit 30 Jahren in China und der Mongolei lebte, wurde ich mit dem Einkauf der Karawanengüter betraut. Für etwa zwei Jahre hieß es Vorsorge treffen. Wir kauften mehrere hundert Pfund Tee und Kaffee, über 1000 Pfund australischer Butter, Wasserfilter wegen der Seuchengefahr, Grammophone, Geschenkartikel für die uns etwa später behilflichen Einwohner und vieles andere. Wir brauchten schließlich zwei Güterwagen um unsere Expeditionsausrüstung fortzuschaffen. Aber um die Wagen zu erhalten, mußte man von Pontius zu Pilatus laufen, denn in China ist ja Krieg.

Während Ewen Hedin noch in Peking bleiben mußte, um noch die letzten Widerstände der dortigen Universität gegen unsere Forschungsreise zu überwinden, fuhren wir mit unseren beiden Güterwagen schon ins Innere voraus. Beim Mankaupaf, dem erst umstrittenen Westtor zur Ebene von Tschili, überquerten wir auch die uralte chinesische Mauer und kamen nach Kalgan. Dies war die Heimatstadt unseres Karawanenführers Larson. Er stieg hier aus, um die mongolischen Kameltreiber zu mieten und die letzten Ausrüstungsgegenstände zu kaufen, wie Zelte, Kamelsättel usw. Wir fuhren indes weiter; auf allen Bahnhöfen herrschte der Soldat, waren wir doch mitten im Kriegsgelände der Provinz Schensi. Die Endstation der Eisenbahnlinie war die Stadt Pouto am Hoangho. Wie fast alle chinesischen Städte ist sie von hohen Lehmäuern umgeben, deren Tore nachts geschlossen werden aus Furcht vor den zahlreichen Räubern. Hier warteten wir auf Ewen Hedin, verpackten unser Expeditionsgut in Kamelkisten und übten uns während der Wartezeit im Kamelreiten. Nachts standen wir der Reihe nach Posten bei unsern Schätzen.

Nun ging die eigentliche Reise los. Am Nachmittag erreichten wir unser erstes Tagesziel. Wir luden die Kamelreiter ab und schlugen die Zelte auf. Da kam plötzlich von Westen her eine schwarz-graue Staubsturmfront mit furchtbarer Geschwindigkeit. Die Leinwand der Windseite war zum Plätzen gespannt, die Zeltstangen zitterten, in kurzer Zeit war alles im Zelte mit einer gelblichen Lößlehmsschicht bedeckt, und auch unser Abendbrot schmeckte danach. Doch alles ging so schnell vorüber, wie es gekommen war. Nach einer Wanderung von etwa 8 Tagen traten wir in die mongolische Hochsteppe ein. Es ist ein fast baum- und strauchloses, flachgewelltes Gelände, das von Gebirgsketten durchzogen ist. Der Boden besteht aus Lößlehm. Für den Jäger ist hier gelobtes Land. Er wimmelt von Antilopenherden, Wölfen, Füchsen, Bergwild und Gänsen, Enten und

Trappen. Die Sonne brannte fast tagaus, tagein vom wolkenlosen Himmel. So ging es nun schon seit Frühjahr. Wir maßen oft Temperaturen von 40 Grad. Nachts war es natürlich sehr kühl. Am unangenehmsten waren die Sandstürme, von denen wir fast täglich heimgesucht wurden.

Ewen Hedin hatte von dieser Reise erhofft, daß sie die Krönung seines ganzen Forscherlebens in Innerasien werden könnte. Er hatte sie daher mit den modernsten Hilfsmitteln ausgerüstet und vor allem große Hoffnungen auf die Verwendbarkeit eines Flugzeuges gesetzt. Leider hatten aber die chinesischen Behörden die Benutzung eines Flugzeuges untersagt. Damit wurde gerade den deutschen Teilnehmern ein Teil ihrer Aufgabe geraubt, wir mußten uns nun vor allem topographischen Arbeiten widmen.

Wir begegneten jetzt häufig mongolischen Nomaden. Ihr Vieh besteht aus Schafen, Ziegen, Kamelen und gelegentlich auch Pferden. Es waren gutmütige und freundliche Menschen, richtige Naturkinder voll tiefer Frömmigkeit. Wenn unsere Jägerflinten in den Bergen knallten, erschrakten sie vor dem Frevel, die Wohnsitze ihrer Götter zu stören. Sie blickten uns und die Gegenstände, die wir besaßen, mit ungeheurem Erstaunen an. Die Wirkung des Spiegels blieb ihnen ein Rätsel, die Tätigkeit des Schreibens flößte ihnen Ehrfurcht ein. Und nun erst unser Grammophon. Wie oft habe ich ihnen mein Taschenmesser mit den zwölf Klingen zeigen müssen. Etwas beruhigt waren sie immer erst, wenn sie die fremden Gegenstände hatten anfassen dürfen.

Inzwischen war Anfang August die sommerliche Regenzeit herangekommen. Sie fing zunächst ganz bescheiden an, aber eines Nachmittags gegen 6 Uhr sollten wir was erleben. Eine bleigraue Wolkenwand schob sich heran. Ein Hagelwetter schüttete sich über uns, daß sich die taubeneigroßen Körner an der Sturmseite bis zu einem halben Meter aufhäuften. Es blühte und donnerte unaufhörlich, die Temperatur stürzte von 37 auf 7 Grad, von allen Seiten hörte man die Wassermassen rauschen, und in den leeren Flußbetten wälzten sich die plötzlich entstandenen Ströme. Ich dachte manchmal, das wäre ein prächtig-schauriger Auftakt zum Weltuntergang.

Ewen Hedin zog mit einem Teil der Expedition einen andern Weg und setzte fest, daß wir uns im Oktober am Gingool wieder treffen sollten. Dies ist der einzige Fluß, der hier das ganze Jahr Wasser führt. Wir aber blieben noch einige Zeit hier, machten Kartenaufnahmen, trieben Wetterstudien und erforschten den geologischen Charakter dieses Gebietes. Unsere Arbeiten führten uns oft hoch in die Berge, wo uns vieles an unsere Alpen erinnerte. Aber Einsamkeit und unberührte Natur gab es hier, die uns Europäern ans Herz ging.

Mitte September verspürte man schon die ersten Zeichen des nahenden Hochgebirgs Herbstes. Am Tage noch sommerliche Hitze, aber nachts kalte Winde. Beim Weiterziehen hörte die Steppe allmählich auf, und wir kamen in Flugsandwüsten. Gewaltige Schwärme von Gänsen und Kranichen zogen über uns nach Süden hin und kündigten uns den nahenden Winter an. Die Sandstürme wurden häufiger. In ihrem Dunste verblaßte die Sonne zu einem stumpfgelben Ball und hüllte die große Einöde in ein magisches Licht.

Eines Tages kamen wir nach der toten Stadt Chara Chol. Ihre gewaltigen Lehmäuern und Moscheen standen noch wie in der Zeit ihrer Blüte, als Marco Polo sie

gesehen hatte. Aber bald darauf war sie von den Chinesen erobert und alles Leben darin zerstört worden. So liegt sie seit 500 Jahren im Todesschlaf, und die Sandstürme arbeiten unaufhörlich an ihrem Leichentuch.

Wir mußten nun bald am Egingool sein. Wer kann unsere Freude beschreiben, als unsere Ferngläser die lang ersehnte Waldkulisse entdeckten, in deren Nähe der Treffpunkt war! Ich ritt voraus, und richtig, da wehte hoch über den Wipfeln unsere deutsche Flagge als Wegweiser. Die Freude des Wiedersehens war groß. Eine längere Rast stärkte uns wieder. Wir holten unsere Wintersachen heraus, denn jetzt, Ende Oktober, war der Winter nahe, obwohl man mittags noch im Freien essen konnte. Wir richteten eine meteorologische Station ein, zwei von unseren Kameraden betreuen sie heute noch.

Jetzt kam der schwerste Teil der Reise, der Marsch durch die Wüste Gobi. Über zwei Monate dauerte es. Kein Mensch wohnt hier. Nur Antilopen, Wildesel und wilde Kamele vermögen hier zu leben, denn nur sie sind vermöge ihrer Ausdauer und Schnelligkeit in der Lage, die großen Entfernungen zwischen den wenigen Futterplätzen zu bewältigen. Man durchquert die Wüste nur, wenn es gelingt, sich von einer Wasserstelle zur andern hinzuschleppen. Wie ein totes Meer liegt sie da als Niemandsland. Räuberstämme haufen an ihrer Peripherie. Die Temperatur betrug durchschnittlich 15 bis 20 Grad unter Null. Tagelange Staubstürme machten jede Fortbewegung unmöglich. Wir hatten nur die stärksten Kamele für den Wüstenmarsch mitgenommen, daher konnten wir auch nur noch das notwendigste Material mitführen. Unser Leben nahm die primitivsten Formen an, Waschen wurde Luxus, der Pelzschlaffack die wichtigste Zufluchtsstätte. Meistens marschierten wir morgens zwischen 5 und 6 Uhr los und bezogen gegen Mittag das Lager, damit die Kamele noch auf die Weide gehen konnten vor Einbruch der Dunkelheit. Aber trotz aller Vorsicht schwanden den Tieren die Kräfte immer mehr. Hintereinandergebunden stolpern sie durch Schnee und Wüstenand. Da, eins bleibt stehen und kann nicht mehr. Der Nasenstrick reißt. Angstschweiß bricht hervor. Es fällt, kein Peitschenschlag bringt es mehr hoch. Todesmüde hebt es den Kopf und sieht die Karawane weiterziehen. Es reiht sich in die große Zahl seiner Mitgeschöpfe, deren Gerippe wie Wegweiser in der Einöde liegen.

Trotz schwerster Ernährungsnöte, furchtbarster Wintergewalt kamen wir lebend durch die Wüste. Und als wir nach Monaten endlich wieder eine menschliche Behausung sahen, waren wir glücklich. Es war nur eine armselige Lehmhütte, aber sie genügte allen unseren Daseinsansprüchen. Sie gab uns wieder ein Dach über dem Kopf, wärmendes Herdfeuer strahlte auf uns das Gefühl des Geborgenseins, und eine alte chinesische Großmama kredenzte uns Tee und Brot. Durch drei Sicherheitsnadeln hatten wir ihr Herz für uns arme Wanderer gewonnen.

Wir befanden uns in 3000 Meter Höhe und schickten uns an, die Ausläufer des Tianschan-Gebirges zu übersteigen, um wieder in die sibirische Ebene zu kommen. Herrliche Landschaftsbilder erhoben unsere etwas müde gewordenen Seelen. Wir wären bald recht froh geworden, aber leider wurde es mit unserer persönlichen Sicherheit etwas brenzlig, wir waren zwischen die lokalen Puffer der russisch-chinesischen Politik geraten. Gerüchte hatten uns zu einer riesigen weißen Armee erhöht, die Phantasie hatte aus unsern 25 Sauerstoffflaschen moderne Geschütze gemacht. So war denn die ganze bewaffnete Macht von Sinkiang mobilisiert worden, um unsere Invasion zu verhindern.

Als chinesische Kavallerie uns entdeckte, da mag sie wohl über den harmlosen „Feind“ erstaunt gewesen sein, der in seiner Müdigkeit so gar nicht kriegerisch wirkte. Doch Befehl blieb Befehl. Wir wurden im Triumph in die Stadt geführt, Militärmusik erscholl, und wir wußten noch nicht, ob das Ende Spaß oder Ernst sein würde. Es blieb zum Glück beim Spaß, als der Gouverneur in Urumtschi sich von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatte. Er behandelte uns als seine Gäste. Wir lernten, uns durch die Speisekarte eines chinesischen Diners von 30 bis 50 Gängen hindurchzuessen. Bambusspitzen, Lotusblumenterne, Seetang, Haifischmagen, Tintenfischeier mußten probiert werden. Doch so weit ging die Freundlichkeit doch nicht, daß man uns erlaubt hätte, mit unserem Flugzeug wissenschaftliche Fahrten zu machen.

Damit schwand für Sven Hedin die letzte Aussicht, durch das Flugzeug noch besondere Forschungsergebnisse erzielen zu können. Er beschloß, mit einem Teil von uns Deutschen die Rückkehr in die Heimat. Im Auto des Gouverneurs fuhren wir durch die Dsungarei bis in die Nähe der russischen Grenze. Es war Frühling geworden, und die Erde leuchtete im Blumenschmuck. Im Dampfer fuhren wir von Szalsanmoor, Moor heißt See, 1600 km den Irtschik hinab bis nach Omsk, wo wir wieder den Zug bestiegen. Der abenteuerliche Reiz des Entdeckerlebens hatte aufgehört, wir waren wieder gewöhnliche Reisende geworden.

Anmerkung der Redaktion

Auf dem Abschnitt einer den Jahresbeitrag bringenden Postanweisung fanden wir folgende durch Klarheit und Entschiedenheit des Ausdrucks erfrischende Anfrage: „Es tut mir leid, daß ich über das Stattfinden des Vortrags Massenbach über die Zentralasien-Expedition nichts erfahren habe. Was gedenkt die Redaktion zu tun? — v. D.“

Die Redaktion ist tief zerknirscht, erlaubt sich aber doch, in aller schuldigen Ehrerbietung folgendes zu ihrer Entschuldigung anzuführen. Es wäre gewiß sehr schön und wünschenswert gewesen, wenn wir alle Ehemaligen, insbesondere die „Zeitgenossen“ unseres lieben „Massa“, rechtzeitig von dem Vortrag hätten benachrichtigen können, und wir freuen uns des Interesses, das aus der, um uns parlamentarisch auszudrücken, „kleinen Anfrage“ spricht. Die Dinge lagen aber so: Es war in der bedrängten Zeit vor Ostern fast bis zum letzten Augenblick zweifelhaft, ob und wann der Vortrag stattfinden könnte. Als er schließlich ganz kurzfristig festgesetzt war, mußte er noch zweimal verschoben werden. Daß es unter diesen Umständen nicht möglich war, den Vortrag in unserem monatlich erscheinenden Blättchen rechtzeitig anzukündigen, dürfte einleuchtend sein. Als wirksames Abhilfemittel „für zukünftige Fälle“ scheint uns nur in Betracht zu kommen, daß wir die „Dahlemer Blätter“ künftig als Tageszeitung — dann natürlich mit Kurszettel und illustrierter Sonntagsbeilage — erscheinen lassen. Leider stehen aber diesem Plan zunächst noch einige kleine technische Schwierigkeiten entgegen.

Um aber unsere tätige Reue für das Versäumnis zu zeigen, wollen wir den Schaden dadurch in etwas wieder gut machen, daß wir auszugswise einige Teile aus Massenbachs Vortrag zum Abdruck brachten.

Die Redaktion (J. R.)

Der Eintritt der „Neuen“

„Wie viele und welche Neuen kriegen wir?“ fragt es häufig in der letzten Zeit vor Ostern. Und wenn diese Frage steigt, etwa bei Tisch, dann hebt ein ganz rätselhafter Moment an, den man nur ganz oberflächlich faßt, wenn man seinen Inhalt Neugier nante. Er entspringt letzten Instinkten einer Gemeinsamkeit, die nicht gestört sein will, einer unbewußten Abwehr des geschlossenen Lebenskreises gegen Fremde, einem lauernden Wittern auf alles Unbekannte, das uralte Sinne in uns immer zuerst als das Feindliche deuten. Es fragt im tiefsten Grunde nicht ein bestimmter Mund, sondern ein Überindividuelles, der sorgende Hausgeist, der seine aus Streit und Eintracht, aus Freud und Leid aller zusammengeschweißte Gleichgewichtslage mit jedem neuen Mitglied zunächst beeinflusst fühlt.

Die Neuen spüren dieses Lebensphänomen. Sie sind daher zunächst zwiefach innerlich gelähmt. Vom Elternhause her folgt ihnen geheimes Weh, da sie aus dem alten Erdreich gehoben wurden. Es quillt aus allen neuen Eindrücken, es atmet aus jedem Gegenstand, den liebe, traute Hände mitgegeben. Öffnet sich der Koffer, dann heben sich aus ihm die Gefühle der Heimat heraus wie Abendnebel und irllichtern umher im fremden Bereich. Natürlich empfinden nicht alle gleich, manches Gepäck ist mehr beladen mit diesem seelischen Notgut und manches weniger. Sinkt er zum erstenmal ins fremde Bett und hebt in der Stille der Dunkelheit die erste ordnende Besinnung an nach der bunten Fremdheit des Tages, dann wird wohl in weicheeren Naturen die Wirklichkeit so grenzenlos unfassbar, daß nur der Schlaf Erholung bringen kann.

Dazu bringt dann der neue Tag steigend die Wahrnehmung, zwischen all denen, die sich schon kennen, zunächst überflüssig zu sein. Selbst der alteingesessene Quartaner wagt es, den klassenhöheren Neuling mit einem Blick anzusehen, der von oben nach unten geht, auch wenn die Längenverhältnisse hierzu kein Recht geben. Es ist der echteste Probierstein dafür, wie sehr eine Gemeinschaft auf sich hält, mit wieviel Zurückhaltung sie den Neuen begegnet. Das ist kein böser Wille und keine verlegende Unfreundlichkeit, sondern schlichte Festigkeit einer sicher in sich ruhenden Überzeugung, die da sagt: Wir haben unser Leben hier bereits, wir werden sehen, wie weit du fähig und willens bist, es mitzutragen.

Die Gelegenheit hierfür kommt täglich mit immer wechselnder Situation, teils bringt sie der Zufall, teils führt sie die Absicht herbei, denn die köstliche Natürlichkeit jungen Lebens kennt keine künstlichen Grenzen. Ihre Herzen liegen offener, und die Gegenwart ist so stark, daß die Vergangenheit leichter verblaßt. Niemand wünscht daher, die Fremdheit länger zu erhalten, als die Folge der Umstände es nötig macht. Ja, man experimentiert sogar, bald zu erfahren, was für einer er ist. Man hat seine Maßstäbe dafür, ob er Spaß versteht, ob er sich zu behaupten weiß, ob er Kameradschaftsinn hat, und die besten und aktivsten Träger des Hausgeistes wissen bald, ob tüchtiger Zuwachs gekommen ist. All die ewigen Scherze, das Neckeln mit den Kräften, das Herausfordern zu Widerspruch und Selbstbehauptung, sie sind zwar harmlos in ihren äußeren Auswirkungen, aber vielsagend in ihrer Bedeutung. Sie sind Beobachtungen im Vorfelde des Charakters, Pirschgänge mit dem Ziel, den Umfang und die Festigkeit des fremden Ichs festzustellen.

Und größer als die Freude über eine gelungene Schalkerei ist die der Entdeckung, hier ist ein ganzer Kerl zu uns gekommen. Jede gesunde Gemeinschaft hat Verlangen nach menschlicher Tüchtigkeit. Das ist ihr edler Selbsterhaltungswille.

Aber man will ja nicht nur prüfend wissen, wer da gekommen ist, man will auch helfend einführen. Vieles ist da zu lernen, was nur der Eingeweihte weiß. Da ist zunächst die Kenntnis der unentbehrlichen Alltagsdinge: der Tagesplan, die Hausordnung, die Bedeutung der Klingelzeichen und alles, was sich sonst im betreffenden Hause ziemt und nicht ziemt. Darüber breitet sich eine zweite Schicht von Wissensformen, sie ist nicht eigentlich offiziell, aber zum Lebensverständnis sehr bedeutsam: Da ist das verwirrende Reich der Spitznamen, eine Art magischer Sprache, wo ein Wort „tausend Verbindungen schlägt“. Da sind all die Erläuterungen über das Wesen der großen und kleinen Personen, so etwas wie eine geheime Auskunft, die von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird. Da sind die Berichte über die ungewöhnlichen Ereignisse, sie sind die Perlen im Traditionsgut. Auf dem langen Wege ihrer Überlieferung verblaffen die Einzelheiten leise ins Mystische und werden immer mehr verklärt, je weiter sie zurückliegen. Der Neuling erfährt von ihnen in den Plauderwinkeln der Arbeitsstuben, in Stunden der sonnenbeschienenen Beschaulichkeit am Badebecken oder am schönsten im Flüsterton, wenn abends nach dem ausgemachten Licht eigentlich alles schon schlafen soll. In Rede und Gegerede darüber knüpfen sich neue Freundschaftszusammenhänge, und alte lockern sich wohl oder erweitern sich.

Was hier so nur in Stichworten angedeutet werden konnte, das trägt die Neuen im Tagesstrom davon und ruht nicht, bis sie sich einfügten als lebendiges Glied, empfangend, gebend und in diesem Wechsel wachsend. Wenn dann nach Wochen der Sohn zum ersten Male wieder die Hand der Mutter faßt und dem Vater ins Auge sieht, dann ist vieles in ihm klarer, bestimmter, sicherer geworden. Er hat schon im Wetter des Daseins gestanden, hat als Knabe geübt, was ihn einst als Mann ehrt und ziert.

W.

Wetterbericht

In diesem an ungewöhnlichen Wettererscheinungen so reichen Jahre wundert man sich so leicht über nichts mehr. Immerhin aber scheint uns folgendes Ereignis besonderer Erwähnung wert, wenn auch — da es sich räumlich genau auf das Gebiet des Schülerheims beschränkte — die weitere Öffentlichkeit nur theoretisch daran interessiert ist. Um so mehr aber nehmen die Heimler „Anteil“ daran. Am 8. Mai ging nämlich, bei wolkenlosem Himmel, plötzlich und unerwartet ein riesiger **Schokoladen-Nahregen** über unser Gebiet nieder, besonders dicht über Haus Wittelsbach. Die Meteorologen schätzen das Gesamtgewicht des braunen Niederschlags auf rund zwei Zentner! Wir gedenken die köstliche Himmelsgabe dazu zu benutzen, unsern Jungen das Sommersportfest am 22. Juni noch besonders zu versüßen. Die von uns nach dem vermutlichen Ursprung der Naturerscheinung befragten Gelehrten sind der Ansicht, daß die Schokoladenwolke in Saalfeld i. Thür. aus dem Garten des Herrn Dr. h. c. Hüther, des Inhabers der Schokoladenfabrik „Nauignon“, aufgestiegen ist.



Zu Beginn des neuen Schuljahres trat im Heim wegen der diesmal besonders hohen Anzahl der Abiturienten ein starker Wechsel ein. Auch diesmal wurden alle neun Häuser bis auf den letzten Platz gefüllt.

Wir erinnern daran, daß am **Sonnabend, dem 22. Juni, abends 7.15 Uhr das Sommersportfest** des Heims gefeiert wird. Wie im Eingangartikel der vorigen Nummer gesagt wurde, soll das Fest diesmal nicht mit dem „Dahlemer Tage“ verbunden werden, wir freuen uns aber herzlich, wenn wir die in Berlin anwesenden „Ehemaligen“ als Zuschauer begrüßen dürfen.



Die alten Kameraden



Am 6. April vermählte sich Dr. jur. Erich Anger (Burgund 1908—15) mit Dr. rer. pol. Wanda Borchard. Die Trauung fand aus alter Anhänglichkeit an Dahlem in unserm Kirchlein statt und wurde vollzogen durch Herrn Pfarrer Scholz (Alt-Döbern N.-L.), der einst als Adjunkt des Hauses Burgund den jungen Ehemann betreut hatte.

Harald von Arnim, Burow, Post Meng. (Oranien 20—23) bestand am 9. April 1929 in Berlin das Forstreferendar-Examen.

Am 13. Mai wurden die Hauseltern von „Zähringen“, Herr und Frau Pfarrer Pflaß, durch die Geburt eines Söhnchens erfreut.

Druckfehlerberichtigung

In der Märznummer wurde im Verzeichnis der Abiturienten Herr Rittergutsbesitzer (auf Oderniß und Särichen) H. Meinking, Vater des Abiturienten Rolf M., irrtümlich als Rittergutspächter bezeichnet.

Ferien 1929

Pfingsten:	Do. 16. Mai bis Mi. 29. Mai
Sommer:	Di. 2. Juli „ Do. 8. Aug.
Herbst:	Di. 1. Okt. „ Do. 10. Okt.
Weihnachten:	Fr. 20. Dez. „ Di. 7. Jan.

Der erste Tag ist jedesmal der des Schulschlusses, ist also zugleich der Reisetag, der letzte bezeichnet schon den Schulbeginn, daher Rückreise am Tage vorher.



Dahlemer Blätter
Aus dem Schülerheim

Nr. 2 9. Jahrg. Juni/Juli 1929

Als Handschrift gedruckt.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Kochler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Eine Jagd-Safari am Rufwa-See

Von Dietrich von Roeder (Staufen 1911—18)

Noch war es dunkel, als der Wecker läutete. Während ich mich anzog, bereitete mein Boy den See, der mit in der kühlen Morgenstunde sehr wohl tat. Mein schwarzer Jagdbegleiter nahm wie immer die zwei Gewehre und den Fotoapparat, und ich ergriff Patronengürtel, Jagdmesser und Fernglas. So zogen wir dem etwa eine Stunde entfernten Ziel entgegen. Noch in später Abendstunde wurden mir drei starke Elefanten gemeldet. Die wollte ich sehen. Das erste Frühlicht brach herein und ließ deutlich zur Linken das schilfbewachsene Ufer des Rufwa-Sees erkennen. Ab und zu tauchte ein Rudel Buschböcke vor uns auf, die zur Tränke gingen, sonst war es totenstill in der Gegend. Bald näherten wir uns einer Gegend, die einen spärlichen Graswuchs aufwies, aber weiter hinten, mehr am See, sah man hohes Gras. Dort sollten die Elefanten stehen! Jedoch konnte ich auch mit dem Fernglas noch nichts erkennen. Das wellige Gelände und die vereinzelt stehenden Grasbüschel verhinderten eine gute Übersicht. Um so mehr wurde unsere Aufmerksamkeit auf die frischen Fährten gelenkt, die alle von der Steppe zum See und wieder zurück führten und höchstens 2—3 Stunden alt waren. Da war ein großes Rudel Elenantilopen gewesen — unter ihnen zwei ganz starke Bullen weiterhin Schwarzfersenantilopen, wohl 30 Stück. Jetzt eine Löwenspür! Da noch eine — noch eine — schließlich waren es fünf! Unter ihnen ein ganz kolossaler Bursche wohl derjenige, der mir mit seiner tiefen Stimme schon in den letzten Nächten aufgefallen war.

Jetzt stieg die Sonne hinter dem See auf — glutrot —, ihr Schein spiegelte sich auf der glatten Wasserfläche, über die nun schon einige Enten flogen. Ein Ausruf meines Jagdbegleiters riß mich aus der Betrachtung dieses herrlichen Bildes. Wirklich — dort sah ich mit bloßem Auge drei Punkte. — Genau auf der Stelle, wo die Steppe in die Sumpflandschaft überging. Nun hieß es schnell näherkommen! Ehe die Elefanten sich in die Röhle des Schilfes zurückzogen! Da der Wind gut stand und außerdem genau Deckung vorhanden war, kamen wir rasch vorwärts und hatten die Tiere bald auf 150 Meter vor uns. — Elefanten in freier Wildbahn! Zum erstenmal! — Ich kann nicht beschreiben, welches Gefühl sich meiner bemächtigte. Ich weiß nur, daß ich in jenen Augenblicken mit niemandem getauscht hätte. — Hier hinter einem Grasbüschel machte ich Halt, um die Tiere zu beobachten. Es war ein starker Bulle mit zwei Weibchen, die dort ästeten. Ab und zu rissen sie mit dem Rüssel ein Büschel aus, schlugen es um den großen Kopf und führten es dann in den Rachen. Zum Fotografieren war es noch zu weit, deshalb schlichen wir uns näher. Wir kreuzten dabei die frischen Spuren von dieser Nacht, wobei ich schnell maß, daß der Fußabdruck des Bullen 63 Zentimeter betrug. Also ein Nordstier! — Wir waren um 50 Meter näher gekommen, und wie ich wieder beobachten wollte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Tiere schon in den Vorläufern des Schilfes waren. Also durfte ich keine Zeit verlieren, sondern kroch näher, und als ich hinter einem kleinen Wall Halt machte, hatte ich sie auf 60 Meter vor mir. Erst ein paar Aufnahmen gemacht, um für alle Fälle ein paar Bilder zu haben, dann gab ich mich dem Genuß des Beobachtens hin. Ganz deutlich konnte ich jetzt das Ausraufen der Grasbüschel hören, ganz deutlich das Geräusch, wenn der buschige Schwanz die Insekten abwehrt, die anscheinend lästig zu werden begannen. Ein herrliches Bild. — Der Film war alle, ein neuer mußte eingefestigt werden. Jetzt wurde ich ein wenig aufgeregt; denn mir wurde bewußt, wie leichtsinnig ich handelte, das erstemal, ohne die Gewohnheiten der Tiere zu kennen, in einer Gegend, in welcher kein Baum eine Zuflucht bot, mich so nahe heranzuschleichen. Allerhand Erlebnisse anderer Jäger mit Elefanten kreuzten mein Hirn. Ich malte mir aus, daß jeden Augenblick der Wind umschlagen könne und die Tiere mich angreifen könnten. Deshalb beschloß ich, die Patronen zu wechseln und ein Express-Explosivgeschloß in den Lauf zu schieben. — Endlich war auch das getan, und behutsam brachte ich das Gewehrschloß in seine richtige Lage. Ich hatte eine tollkühne Idee! Ich wollte mich noch näher heranzupürschen, um noch bessere Bilder zu haben. Ich bedeutete meinem Begleiter, mit dem schußbereiten Gewehr dicht hinter mir zu bleiben, während ich selber mit offener Kamera näherkroch. Meter auf Meter. — Nun waren es nur noch 50, die mich trennten, und ich richtete mich auf, um im Sucher das Objekt zu finden, dabei aber durfte ich die Tiere nicht aus den Augen lassen. Auf einmal, gerade als ich knipfen wollte, eräugte mich der Bulle, wedelte wütend mit den gewaltigen Ohren, und ich hatte das Gefühl, daß jeden Moment der Angriff erfolgen würde. Hastig griff ich nach meiner Büchse, und in dem Augenblick erhob der Bulle seinen Rüssel und gab drei kurze Trompetenstöße — und krachend und brechend verschwanden die Tiere im Schilf, — Gott sei Dank! — Ein tiefer Atemzug löste sich aus meiner Brust. — Ich setzte mich und rauchte mir eine Zigarette an, daran denkend, daß es kein Traum sondern Wirklichkeit war, daß ich eben meinem ersten Elefanten auf 50 Meter gegenüberstand. Freilich, die letzten Sekunden waren aufregend, aber mit den ersten Zügen der Zigarette

beruhigten sich meine Nerven, und ein unglaubliches Siegesgefühl bemächtigte sich meiner. Meinen Apparat hatte ich etwas unsanft auf die Erde fallen lassen, aber da er in Sand fiel, hatte er keinen Schaden genommen.

Dem Sonnenstand nach war es 8 Uhr jetzt. Also hatte ich etwa eine Stunde den prächtigen Anblick gehabt. Die Strahlen begannen zu stechen, und um mich schauend gewahrte ich das gewohnte tägliche Bild: der Strand war wieder bevölkert von Enten und Reiher aller Art, — in der klaren Luft zogen Schwärme von Pelikanen ihre großen Kreise. Wie oft habe ich diesem Vogel schon zugeschaut, der meines Erachtens den prachtvollsten Flug aller Vögel besitzt. Wie schön die weißen Gefieder sich gegen das Himmelsblau abheben und in der Sonne leuchten! Vom See her drang der Ruf des Schreiadlers zu mir, der so etwas Kampfeslustiges an sich hat. Weit in der Mitte bemerkte ich als winzige Pünktchen die Rücken einiger Nilpferde.

Ich trat den Heimweg an, und zwar wendete ich mich zunächst dem See zu, um, an dessen Ufer entlang wandernd, mein Zelt zu erreichen. Die Enten ließen sich wenig stören. Sie flatterten auf und fielen gleich hinter mir wieder ein. — Weiter entfernt war der Strand weiß wie Schnee. Das Fernglas überzeugte mich, daß es Flamingos waren. Bedeckt durch hohes Schilf, näherte ich mich jener Stelle, und immer deutlicher wechselte die zunächst weiß schimmernde Farbe in zartes Rosa. Diesmal kam ich den Vögeln so nah wie noch nie und konnte mich satt sehen an der herrlich schlanken Gestalt, deren rosa Federkleid sich im seichtesten Wasser widerspiegelte. — Da sah ich zwei Kronenfränche, die ich vorher nicht bemerkt hatte, da sich das Grau ihres Gefieders nicht vom Schilf abhob; erst durchs Glas wurde ich sie gewahr. Schon gestern hatte ich einen geschossen, und da die Tiere sehr scheu sind, wollte ich die Gelegenheit heute wieder ergreifen. Der Schuß ist an und für sich schön, denn da man nur mit Kugel schießen kann, um das Gefieder möglichst unverfehrt zu erhalten, bedeutet er auf den schlanken Körper bei der Entfernung ein kleines Meisterstück. Aber ich konnte es meinem Drilling, der Fleck schießt, schon zutrauen. Auf den Schuß hin lösten sich aus dem Schilf Tausende von Enten, Reiher, Flamingos, Pelikanen und anderen Wasservögeln und gaben ein imposantes Bild, das ich schnell durch ein Foto für spätere Zeiten festhielt. Mein Vögel war bereits durch den Schlamm, um den Reiher zu holen. Nun hatte ich bereits den zweiten Vogel dieser Art, der so geliebt und gesucht bei unserer Damenwelt ist, aber leider der Seltenheit wegen ein unerfüllter Traum bleibt. Auf schlankem grauen Halse erhebt sich der kleine zierliche Kopf, der durch einen goldgelben Kronenbusch, der aus einem samtigen schwarzen Büschel hervorstößt, seinen Abschluß findet. Unter den klaren Augen, die schwarz auf goldenem Grunde zu ruhen scheinen, ist eine schneeweiße Blässe, wie aus Glacéleder, die in einen feuerroten Kehllappen übergeht. Unter den grauen Schwingen befinden sich die wenigen goldenen Reiherfedern. — So wanderte ich um einen köstlichen Schatz bereichert weiter. In der Steppe zogen Rudel von Schwarzfersen, Elen- und Leierantilopen dahin, — weiter sah ich einen sehr guten Wasserbock, der zwischen Zebras ästete. Von ferne schimmerte mein weißes Zelt, welches ich unter ein paar armseligen Dornakazien, etwa 50 Meter vom Ufer entfernt, aufgeschlagen hatte, und wo mich nun hoffentlich ein gutes Frühstück erwartete, denn der Morgen mit all seinen Erlebnissen hatte mich hungrig gemacht.

Ich baute also meinen Tisch, der aus einer Holzliste bestand, unter dem bischen Schatten auf, das mir zur Verfügung stand, und wartete der Dinge, die da kommen sollten, d. h. die mein Koch bereitet haben würde. Dabei überlegte ich mir, wie ich die Frage desselben, die todsicher wie alle Tage an mich herantreten würde: Herr, welches Essen wünschst du? beantworten könnte. Also jetzt kam Omelett — herrlich —, aber auch die Frage! Ja, sagte ich, was hast du denn alles? — O Herr, es ist nichts da! (Es ist nämlich nie etwas da!) — Also bestimmte ich: Zunächst Bouillon von dem Zebra, das ich gestern schoß (im stillen denkend: sofern meine Träger noch was übrig gelassen haben), dann Ragout von diesem Kronenkränich mit Nudeln, die du noch machen mußt, und dann, weil heute Sonntag ist, kannst du eine Büchse Früchte aufmachen. — Nach dieser Unterredung, die ich hasse, weil ich mich nicht gern um Kleinigkeiten auf Safari kümmerge, frühstückte ich, und danach, eine Zigarette rauchend, überlegte ich, wie der so gut begonnene Tag weitergeführt werden sollte. Da waren so viel Möglichkeiten gegeben, daß es schwer war, zu wählen. Eigentlich braucht man sich am Rufwa ja nichts vorzunehmen, denn man befindet sich — möchte ich sagen — in einem Wildpark, bedingt dadurch, daß der See auf Meilen hinaus das einzige Wasser hier in der Gegend ist und somit alles Wild hier an einem nur kleinen Plage zusammenkommt, der dadurch zur tierreichsten Gegend Ostafrikas wird. Es hatte ja keine Eile, zum Entschluß zu kommen, denn hier war ich ganz Herr meiner Zeit.

Wie gewöhnlich, wenn ich tagsüber vor meinem Zelt saß, ergriff ich mein Fernglas, um den Horizont abzusuchen und die verschiedenen Tiere, die nun friedlich auf nicht weiter als 100 Meter vom Lagerplatz entfernt ästen, zu beobachten. Wenn mir die Augen müde wurden, setzte ich es ab und beobachtete den Flug der Vögel. Da fielen mir zwei Vögel auf, die, schwärzer und anders geformt, mit den andern ihre Kreise zogen. Mein Jagdbegleiter, den ich befragte, sagte, es seien Marabus, und „Wenn du 50 Meter von hier etwas Fleisch auslegst, werden sie herunterkommen“ schloß er seine lange Rede. Ich tat es und wartete. Nach etwa 10 Minuten lösten sich die beiden von den andern ab, zogen ihre Kreise immer niedriger und fielen schließlich in der Nähe des ausgelegten Wildes ein, stolzierten ein paarmal darum herum und begannen dann mit den langen Schnäbeln daran zu picken. Nach etwa einer halben Stunde kam noch ein Marabu, und im Verlauf weiterer 15 Minuten schloß ein ganz würdiger Herr diesen Kreis. Diese vier nun vertrieben mir bis zum Mittag die Zeit. Erst nachdem alles Fleisch zu Ende war, begannen sie den berühmt gewordenen Philosophenspaziergang, der wirklich ganz eigenartig ist und etwas sehr Nachdenkliches an sich hat. Wir kennen vom Marabu ja nur den weißen Flaum, der unter dem schwarzen, stahlgänzenden Federkleid sitzt und nicht zu sehen ist. Durch eine Unvorsichtigkeit eines meiner Träger, der mit hastenden Gebärden gerade erzählte, wie ich gestern das Zebra geschossen hatte, fühlten sich die Vögel unsicher und erhoben sich schwerfällig in die Luft. Da sie aber nach einem großen Bogen noch einmal über mich wegstrichen, holte ich einen mit Schrot herunter. Ich hatte Glück, denn noch hatte er seinen weißen Flaum an, den diese Vögel nur 6 Wochen im Jahr besitzen und meist Anfang August verlieren. — Das war mein zweites seltenes Stück an diesem Tage!

Die Sonne stand senkrecht und warf keinen Schatten, für den Koch das Zeichen, das Essen zu bringen. Die Früchte zum Schluß waren herrlich erfrischend und ein seltener

Genuß, denn hier in dieser Gegend gibt es — außer Fleisch — nichts, geschweige denn Früchte. Hier, drei Tagemärsche von dem nächsten armseligen Negerdorfe entfernt, muß man alles mit sich führen, sowohl seine eigene als auch die Ernährung der Träger. Es ist selbstverständlich, daß so eine Safari vorher sehr genau durchdacht und zusammengestellt werden muß.

Den Nachmittag verbrachte ich auf einer kleinen Landzunge, die in den See vorgelagert war. Dorthin hatte ich den Liegestuhl, Gewehr, Fotoapparat und Fernglas bringen lassen. Die Sonne brannte auf den ruhigen Wasserspiegel, welcher wiederum ihre Strahlen doppelt heiß zu mir emporsandte. Weit konnte mein Auge die Wasserfläche überblicken, in der Tausende von langen, schmalen, schwarzen Streifen ruhten, die aus der Entfernung wie Baumstämme ausschauen. Es waren die Rückenlinien der Krokodile! Bei meinem Kommen hatte ich sie von ihrem Lagerplatz am Strande, wo sie sich sonnten, vertrieben. Jetzt kamen sie wieder zurück. Viele trugen auf ihrem Rücken jene weißen, möwenartigen Vögel, die stets in Begleitung der Krokodile zu sehen sind. Diese Vögel umflogen das ruhende Tier und stoßen einen hellen, pfeifenden Ton aus. Das ist das Zeichen für das Krokodil, den großen Rachen aufzusperren, in welchem sich bald jener eigenartige Vogel niederläßt, um die Fleischreste aus den Zähnen zu picken. — Nun schob sich der erste Körper schwerfällig aus dem Wasser und blieb auf dem schlammigen Ufer liegen. Jetzt kam ein andres direkt auf meinen Standort zugeschwommen, und bald lag dieser Körper nur 10 Meter von mir. Ich hatte nun Zeit, mich zu überzeugen, wie entsetzlich, wie widerlich dieses Viehzeug ist. Dieser ekelhafte Kopf mit dem abscheulichen Maul, in welchem die unregelmäßigen Zahnreihen stehen, diese falschen, grünen, kleinen, häßlichen Augen, die nur auf Raub auszublicken scheinen, — so ähnlich, nur etwa hundertmal so groß, stelle ich mir die alten Saurier vor. — Immer mehr Krokodile nahmen ihren alten Ruheplatz wieder ein, und bald lagen etwa 20—30 in Steinwurfnähe neben mir und ließen sich das Schuppenkleid von der Sonne bestrahlen — eine unsympathische Gesellschaft. — Eine wunderbare Ruhe umgab mich, nur manchmal unterbrochen, wenn ein neues Krokodil durch das raschelnde Schilf an Land stieg, oder wenn fern von der Wasserfläche der dumpfe Ton eines Nilpferdes herübergetragen wurde. Rechts von mir, gar nicht weit, war eine Ansammlung von etwa 100 Pelikanen, die sich nun auseinanderzogen, um zu fischen. Dabei bildeten sie einen großen Kreis in gleichmäßigen Abständen und verringerten dieselben durch langsames Vorwärtsgehen nach der Mitte hin. Plötzlich, wie durch ein unhörbares Signal, waren alle Köpfe unter Wasser getaucht, und in dieser Stellung schlossen sie den Kreis immer enger und trieben die Fische auf einen kleinen Raum zusammen, wo es kein Entweichen mehr gab.

So gingen auch diese sengend heißen Nachmittagsstunden mit interessanten Beobachtungen dahin. Doch auch heute wollte ich noch jenes herrliche, einzig in der Welt dastehende Schauspiel genießen, welches ich von allen Bildern, die ich am Rufwa gesehen habe, als das grandioseste bezeichnen möchte, und zu dem ich mich jeden Tag einfand, zur selben Stunde, am selben Ort. —

Vorher sollte jedoch noch ein Krokodil unschädlich gemacht werden. Ganz behutsam hob ich die Büchse und zielte auf das Auge des mir am nächsten Liegenden. Der Schuß

Kräfte, und im selben Augenblick rutschten von allen Seiten die mich umgebenden Krokodile mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ins Wasser, und aus dem Schilf erhoben sich, ängstlich schreiend, Tausende von Vögeln aller Art. Nur das Krokodil blieb, wie es lag. — Der Schuß war im Moment tödlich. Die Länge des Tieres, die ich noch schnell feststellte, betrug 5,10 Meter. Sicherlich würden es die Löwen heute nacht auffressen.

Am Zelt angelangt, nahm ich schnell eine Tasse kalten Tee und tauschte den Tropenhelm gegen einen weichen, doppelten Filzhut um. Dann schlug ich, indem ich nur Kamera, Fernglas und Jagdmesser mitnahm, den Weg längs des Ufers ein. Meine Träger, die sahen, daß ich unbewaffnet fortging, fragten mich, warum ich wieder kein Gewehr mithabe, wo es doch soviel Wild gäbe. Auf meine Antwort, daß ich nicht schießen, nur beobachten wolle, machten sie traurige Gesichter. Der Neger hat dafür gar keinen Sinn. So schritt ich also dem mir bekannten, etwa 1 Kilometer entfernt gelegenen Plage zu. Jene Stelle, die ich meine, ist eine der wenigen am See, wo das Schilf am Ufer auf etwa 50 Meter Breite aussetzt und deshalb der gegebene Trinkplatz des Wildes ist. Nicht weit davon befindet sich eine kleine natürliche Mulde, in ihrer Lage dadurch begünstigt, daß der Nachmittagswind von jener Strandstelle zu der Mulde streicht — also derjenige, der sich dort aufhält, von dem Wilde nicht wahrgenommen werden kann. Der Stand der Sonne zeigte $\frac{1}{2}$ Uhr, ich hatte also noch eine gute halbe Stunde, ehe das Wild kommen würde, und es war mir recht so; denn zu jenem Erlebnis, welches mir bevorstand, mußte man innerlich vollkommen vorbereitet sein. Man mußte erst eine Zeitlang die Ruhe der Umgebung in sich aufgenommen haben. Deshalb ging ich stets ohne Begleitung zu jenem Plage. Weit konnte ich von hier aus über die flache Steppe schauen, über welcher die Sonnenwärme flimmerte. In nicht allzu weiter Entfernung äste ein Sprung Niedböcke, weiter rechts trieb eine Gazellenantilope dem Wasser zu. Am Ufer liefen Enten geschäftig hin und her. Ein Schlangenhalsreihher stach nach Fischen. In den Spitzen des Schilfes, die im Streichen der Luft erzitterten, hingen ein paar Vögel. Ich legte mich ein wenig auf den Rücken und schaute in das wolkenlose Blau über mir. Einmal strich ein Schwarm Pelikane vorüber. Ich verfolgte sie eine Zeitlang, bis sie hinter der Erderhebung meinen Blicken entschwanden; aber meine Gedanken zogen mit den Vögeln weiter in ihrem Flug. Plötzlich sah sich ein anderes Bild vor mein geistiges Auge: in einer sonnendurchgluteten Ebene sah ich einen Eisenbahnzug, — eigentlich sah ich nur die weiße, vorwärts eilende Rauchfahne und hörte das Rollen der Räder, ein Klang, den ich seit meiner frühesten Kindheit liebe, weil er so unendlich beruhigend wirkt.

Mit einem Ruck fuhr ich auf und griff nach meinem Jagdglas. — Ganz hinten wirbelte eine Staubwolke empor. Breit wälzte sie sich näher. — Nun konnte ich schon ein leises Dröhnen vernehmen, welches lauter wurde und zu einem donnerähnlichen Geräusch anschwellte, und nun lösten sich die ersten Zebras aus der Wolke, denen Hunderte folgten. Ein unglaubliches Bild, von dem ich immer neu hingerissen wurde. Die Herde, wohl 300 Stück, nahm genau den Kurs auf die freie Uferstelle. Schon konnte ich die einzelnen Tiere unterscheiden, deren schwarzweiße Fellstreifen wunderbar in der Sonne leuchteten. Deutlich sah ich, wie die Tiere in gerade ausgerichteter Front daherbrausten. Hinter ihnen kamen als schwarze Kolosse die Elenantilopen mit dem kolossalen

Gehörn. Jetzt hatten die ersten Zebras das Wasser erreicht, und keine 40 Meter von mir konnte ich das seltene Bild in mich aufnehmen. Ab und zu witterte ein Elenbulle zu mir herüber, aber da der Wind günstig war, trat er bald wieder zu den andern zurück. Die Staubwolke hatte sich verfliegen, und ich konnte ans Fotografieren denken. Schon zogen die ersten Tiere wieder dem Lande zu und passierten äsend auf 20 Schritt an mir vorüber. Nicht satt sehen konnte ich mich, und ich hätte es nie verstehen können, diesen wunderbaren Frieden durch einen Schuß zu stören. In langer Reihe, eines nach dem andern, zogen sie an mir vorüber, sich in ihrer ganzen Schönheit präsentierend. Endlich lösten sich auch die letzten vom Wasser und folgten dem Haupttrupp. Wer nie Zebras in freier Wildbahn sah, kann sich nur schwerlich den Zauber vorstellen, den der Anblick dieser Tiere in einem auszulösen vermag. Für mich gehört diese Stunde zu den schönsten, die ich in Afrika erlebt habe. Mit den Blicken verfolgte ich die Tiere, bis sie unsichtbar wurden, dann trat ich langsam, fast feierlich, möchte ich sagen, den Heimweg an.

Ein erfrischendes Bad empfing mich. Danach kleidete ich mich um, indem ich die kniefreie Jagdhose, die ich tagsüber zu tragen pflegte, mit Breeches vertauschte, auch wählte ich eine bis zum Hals hinauf geschlossene Jacke, um, so gut es ging, mich der lästigen Moskito zu erwehren, die um diese Stunde zu schwärmen beginnen. Als ich aus dem Zelt trat, hatte die Sonne gerade die Schilfspitzen erreicht, schon wurde ihr Licht röter und matter, bis sie als orangefarbener Ball am Saum des Sees unterging. Dann überzog sich der Himmel mit jenem kupfernen Grün, wie es nur afrikanische Abende aufzuweisen vermögen. Die ersten Sterne glitzerten schwach auf. — — Dann kam die Nacht. — —

Meine Träger hatten ein riesiges Lagerfeuer entfacht und waren nun gerade dabei, den Ring aus dem Isthwerk der Dornenakazien, der als Schuß gegen Löwen das Lager umgab, zu schließen.

Nach dem Essen hörte ich, im bequemen Liegestuhl ruhend, dem rhythmischen Gesang meiner Leute zu. Ein Vorsänger sang einen kurzen Satz, welchen die übrigen jedesmal mit einem haia, dihaia, jahai beschloßen. Die gesungenen Sätze des einzelnen ergaben mit der Zeit die ganze Geschichte meiner Safari mit allen Einzelheiten bis auf den heutigen Tag. Gerne höre ich diesem Eingeborenengesange zu, diesem langsamen, nachlässigen Gesang, der so wundervoll gedankenlos macht und die Abende in der Steppe verkürzt. Das im Chor gesungene haia, dihaia, jahai wird in tiefem Bass gehalten, und zwar zu Anfang stärker betont, dann schwächer werdend, — es hört sich an wie ein tiefer, verklingender Orgelson.

Längst war der Gesang verstummt; ein Blick überzeugte mich, daß die Leute, dicht um das Feuer gedrängt, schliefen. Die aufzuckenden Flammen warfen wechselnde Schatten auf die Erde. Das Sternbild des Orion stand senkrecht über mir; der Mond, nur als ganz schmale Sichel, würde bald untergehen. Mit einem Gruß an die Heimat trank ich den letzten Schluck Whisky. Schon vom Halbschlummer umfangen hörte ich noch das Brüllen der Löwen.

Unser Sommersportfest am 22. Juni

Nun scheint sich doch seine Form dahin herauszubilden, daß es nur dem gegenwärtigen Dahlem gilt und nicht zugleich auch ein eigentliches Wiedersehensfest der „Alten“ ist. Wer von draußen kommt, ist weniger Gast als Teilnehmer und Zeuge sommerlicher Lust und Lebenskraft, die von denen verkörpert wird, die zur Zeit unserer neun Häuser bevölkern. Es ist der Tag, wo die von Licht und Wärme der ersten Sommermonate getragene Welle unseres Gesamtlebens gipfelt in einer neidlos erkämpften Feststellung der Stärke und dann abebbt in die nahen Ferien hinein.

Wer unser Sommerfest verstehen will, der muß eigentlich all die Wochen miterleben, die ihm vorausgehen. Er muß am Badebecken ganze Nachmittage gewieilt haben, um die sich tummelnde Seligkeit in allen Körpern zu spüren wenn die Sonne einen großen Tag spendet, ihn mit Glück so ausfüllt, daß alles Menschliche in seiner „Wassersucht“ die verblässende Theorie zu rechtfertigen scheint, wir kämen aus grauer Vorzeit irgendwie von den Fischen her. Er muß die Spielwiese sehen, wie sie sich aufteilt in Provinzen der Einzelübungen. Hier übt man Startansatz zum 100 Meter-Lauf, dort stoppt man Laufzeiten peinlich nach Zehntelsekunden, und die Mathematiker des Hausehrgeizes rechnen sie heimlich planend in Gewinnpunkte um. Hier lehrt ein Großer die Kleinen Armhaltung und Körperdrehung beim Kugelstoß, dort zeigen Erfahrene das Schwunggeheimnis des Weitsprungs oder das pendelnde Gleiten der Beine beim Hochsprung.

Keine Spitzenleistungen sollen zunächst damit erstrebt werden. Das ist kein Ausleseverfahren, mit dem man nur die körperlich Tüchtigen finden will, um nur sie allein dann zu immer größeren Ansprüchen anzureizen. Hier tummelt sich alles, der Steife neben dem Gelenkigen, der Mutige neben dem Jaghaften. Ist doch jeder wichtig. Denn aus den Muskeln und Sehnen aller rinnt nicht bloß der Schweiß, sondern auch das Bächlein der Punkte, wenn die eigentlichen Wettkämpfe losgehen und die sportliche Rangordnung der Häuser für das Halbjahr neu festgesetzt wird.

Doch Jungen scheinen nie müde zu werden. Wenn dann der Abend kommt, treffen sich die Häuser wieder zum Handballkampf. Reihum geht es nach einer Ordnung, die sich von selbst ergibt und nur vom Eifer gelenkt wird. Groß und Klein findet sich als Zuschauer ein, erwägt die Aussichten der Parteien, umlagert die Tore, lobt die Schüsse, bemängelt die Fehler, und lauter Beifall belohnt die Torwächter für gelungene Verzweigungsmaßnahmen. Jeder spielt gleichsam mit, die betreffenden Hausväter treten je nach der Situation von einem Bein aufs andere, teilen Furcht und Hoffnung und helfen Sieg und Verlust mit heimtragen. Niemand grollt, niemand ist hochmütig, alle Gegnerschaft endigt, wenn das Spiel endigt. Die Zugehörigkeit zum Ganzen hebt alle Spannungen wieder in sich auf, wenn der letzte Pfiff des Schiedsrichters ertönt. Es war nur ein glückliches Spiel, ein immerwechselndes Ausgleichen der Kräfte, das seinen Zweck in sich selber hat und seine Ehre weniger im Siege sucht als in fröhlich und tapfer erwiesener Gemeinschaft. Denn was ist Gemeinschaft anderes als Teilnahme und Teilhaben an Lebensvorgängen. Hier wird die Kunst geübt, mit Vornehmheit zu gewinnen und mit Grazie zu verlieren.

So ging es viele Wochen. Als dann am 22. Juni abends diese leichtbeschwingte Daseinsform sich ihren festlichen Ausklang suchte, da war die Spielwiese bevölkert wie schon an vielen Abenden vorher. Eltern, Bekannte und frühere Schüler waren noch dazugekommen. Man brauchte nichts Besonderes aufzuziehen. Die Festlichkeit ging schon aus von der Freude des Beisammenseins und wurde getragen von Erinnerung an viel frohe Gemeinsamkeit der vergangenen Monate. Nur wenig Organisation war nötig, um einen Verlauf zu schaffen, der niemanden abseits ließ. Es gab zuerst ein Handballspiel zwischen den östlichen und westlichen Häusern. Dann folgten Schausprünge, Wettläufe, Häuserstafetten, Scherzspiele. Zuletzt kam als Höhepunkt die Verkündung der Sieger aus den Wettkämpfen der letzten Wochen. Herr Kurator Dr. Richter leitete sie durch eine Ansprache ein und verteilte die Preise unter Scherz und Heiterkeit. Inzwischen war es dunkel geworden. Die siegreichen Häuser trugen ihre Wanderpreise zu den Ehrenplätzen in den Speisezimmern und retteten die Urkunden vor einigen Regentropfen. Inzwischen sammelte sich alles beim Bad, wo beim Fackelschein ein lustiges Treiben begann mit Lauchen, Bananenhäuschen, Wettschwimmen und Kunstsprüngen. Als sich die erste Ausgelassenheit gelegt hatte, ging buntes Raketengeprassel los. Der Abendhimmel im dunklen Park wurde mit farbigen Sensationen überschüttet. Zuletzt ließ die gemütvollte Dorfkapelle, die den ganzen Abend „begleitete“ hatte, das Ganze in einem Umzug mit Fackeln ausklingen.

Dann ging alles heim. Die große Familie löste sich wieder in Einfamilien auf. Zu Hause aber wartete auf jeden noch die Überraschung von jener eigenartigen Wettererscheinung, die in der letzten Nummer als Schokoladenregen schon hinreichend beschrieben worden war.

W.

Ergebnisse der Sommerwettkämpfe des Heims 1929

I. Wettkämpfe der Häuser

	Durchschnittskopfleistungen
1. Der Häuserfünfkampf	
1. Zollern	81,5
2. Askanien	80,3
3. Babenberg	79,3
4. Wittelsbach	76,4
5. Wettin	70,8
6. Staufen	70,0
7. Burgund	66,0
8. Zähringen	65,0
9. Dranien	64,1

Demnach erhielt Haus Zollern den neuen ersten Preis des Heims und Haus Askanien den zweiten, Haus Babenberg erhielt eine Ehrenurkunde.

2. Häuserstaffette auf der Spielwiese

(2 × 50 m Gruppe C, 2 × 100 m Gruppe B, 3 × 100 m Gruppe A oder B):

Es gingen durchs Ziel als erstes Haus Dranien,
als zweites „ Askanien,
als drittes „ Wittelsbach.

Die beiden ersten Häuser erhielten eine Ehrenurkunde.

3. Die Häuserstaffette im Schwimmen

1. Haus Stausen,
2. „ Wittelsbach,
3. „ Wettin.

Der erste Sieger erhielt den von Herrn Peter Blasberg (Lenerife) gestifteten Wanderpreis; das zweite Haus erhielt eine Urkunde.

4. Wettkämpfe im Handball, Schlagball und Faustball.

Im Handballspiel siegte am Schlußtage eine gemischte Mannschaft aus den Häusern Jo., St., Jä., Dr. über Wi., Ba., We., Ask., Bu. mit 3 : 2.

Über die übrigen sehr lebhaften Wettkämpfe einzelner Häuser vgl. den Sonderbericht.

II. Ehrentafel der Einzelsieger

1. Fünfkampf

Gruppe A (Oberstufe):

1. Hans Hinert Kelling	Jo.	128 Punkte
2. Ulrich Poll	Jo.	110 "
3. Jürgen Paetow	We.	107 "
4. Barnim von Ramin und Heinrich I. Prinz Reuß	Jo. Ba.	103 "
5. Wedig von Heydebreck	Dr.	100 "
6. Hans Schallehn	Jä.	93 "

Gruppe B (Mittelstufe):

1. Helmuth Scherz	Ask.	164 Punkte
2. Hans-Peter Avé-Lallemant	Jo.	154 "
3. Waltherr Müller	Dr.	134 "
4. Hans Helmuth Liedke	We.	125 "
5. Gerd Langenbeck	St.	124 "
6. Jürgen von Borcke	Bu	121 "

Gruppe C (Unterstufe):

1. Hans Joachim Richnow	Bu.	132,5 Punkte
2. Krafft von Horn	Ask.	121 "
3. Hubert Lürcke	St.	116 "
4. Egbert von Schmidt-Pauli	Ba.	112,5 "
5. Günther Rimpau	Ba.	108 "
Hennig Strube	Ba.	108 "

2. Sonderwettbewerbe

Im 1000 m-Lauf siegten:

- Gruppe A 1. Heinrich I. Prinz Reuß, Ba., 2 Min. 44 Sek.
2. Wedig von Heydebreck, Dr., 2 Min., 47 Sek.
3. Ernst Silka-Bögow, Jo.
- Gruppe B 1. Lothar Ollas, Dr., 2 Min. 51 Sek.
2. Gerd Langenbeck, St.
3. Heinrich Woth Ask.
4. Georg Dietlov von Arnim, Bu.

Im Sperwerfen wurde aus

- Gruppe A: 1. Hans Hinert-Kelling, Jo., 39,30 m
2. Jürgen Paetow, We. 37,6 m
3. Ferdinand von Lochow, Ba.
- Gruppe B: 1. Hans Peter Avé-Lallement, Jo., 33,2 m
2. Hans Helmuth Liedke, We.
3. Dieter Sing, St.

Im Schlagballkellen:

- Gruppe A: 1. Hans Blasberg, Ask., 66 m
2. Max von Knobelsdorff, Jä., 61 m
- Gruppe B: 1. Eide Middeldorf, Jä., 72 m
2. Dieter Sing, St., 64 m.

Im Schleuderballwerfen:

- Gruppe A: 1. Hans Hinert Kelling, Jo., 34 m
2. Barnim von Ramin, Jo., 32 m.
- Gruppe B: 1. Rolf Werner Ritter, Wi., 26,8 m
2. Dieter Sing, St. und Dodo Freiherr zu Inn- und Knyphausen, Bu.
- Gruppe C: 1. Hubert Lürcke, St., 23,3 m
2. Krafft Killisch von Horn, Ask., 21,6 m.

III. Schwimmwettkämpfe

Brustschwimmen 50 m

- Gruppe A: 1. Hans Hinert Kelling, Jo., 43,9 Sek.; 2. Runo Sponholz, St.
Gruppe B: 1. Dieter Sing, St., 49,7 Sek.; 2. Hans Becker, Ask.

Freistil 50 m

- Gruppe A: 1. Hans Hinert Kelling, Jo., 36,6 Sek.; 2. Joachim von Berg I, Wi.
Gruppe B: 1. Georg Wilhelm Hempel, We., 41 Sek.; 2. Dieter Sing, St.
Gruppe C: 1. Hubert Lürcke, St., 21,6 Sek.; 2. Gerhard von Berg, Wi.
(25 m)

Rückenschwimmen 25 m

- Gruppe A: 1. Hans Hinert Kelling, Jo., 22,9 Sek.; 2. Runo Sponholz, St., und Max von Knobelsdorff, Jä.
Gruppe B: 1. Adolf Langenheim, Wi., 22,8 Sek.; 2. Gerhard Langenbeck, St.
Gruppe C: 1. Gerhard von Berg, Wi., 27,7 Sek.; 2. Hubert Lürcke, St.

Streckentauchen 25 m

Gruppe A: 1. Hans Hinert Kelling, Zo., 21,4 Sek.; 2. Sigismund v. Quast, We., 24,1 Sek.

Gruppe B: 1. Kurt-Günther Loos, St., 23,4 Sek.; 2. Gerhard Langenbeck, St., 23,6 Sek.

Gruppe C: 1. Hubert Lürcke, St.

Kopfsweitsprung

Gruppe A: 1. Dieter Meinking, We., 14,05 m; 2. Hans Hinert Kelling, Zo.

Gruppe B: 1. Dieter Sinz, St., 12,1 m; 2. Adolf Langenheim, Wi.

Gruppe C: 1. Hubert Lürcke, St., 9,35 m

Kunstsprünge

Gruppe A: 1. Wedig v. Heydebreck, Dr., 47 Punkte; 2. Dieter Meinking, We., 45 Punkte.

Gruppe B: 1. Hans Loos, Wi., 56 Punkte; 2. Dieter Sinz, St., 48 Punkte.

Die Urkunden wurden gezeichnet von Karl-Ludwig Bennecke, Dr., Steffen von Borcke, Bu., Theo Moll, Ask., Walter Müller, Dr., Gisela von Le Suire, We., Karl Friß von Kottek, Ba.



Monatschronik



- In den Pfingstferien machten mehrere Klassen Wanderausfahrten: die UIg mit Herrn Stud.-Rat Dr. Richter durch Thüringen, die OIGb mit Herrn Stud.-Rat Dr. Wachsmuth nach Wien. Die Vertrauensleute des Vereins für das Deutschtum im Ausland (V. D. A.) nahmen unter Führung von Herrn Stud.-Ass. Dr. Giese an der Jahresversammlung in Kiel teil. Vom 15. bis 19. Juni besuchte die OIGA mit Herrn Stud.-Rat Dr. Christians die Stätten von Weimar.
2. VII.: Beginn der Sommerferien. Schulanfang am Donnerstag, den 8. August. Rückkehr am Tage vorher.



Die alten Kameraden



- Adalbert Graf von Hagen (Burgund 1913—15) verlobte sich mit Frä. Margarete von Hellendorff aus dem Hause Nebra.
- Walter Bassenge (Wettin 1909—14) vermählte sich mit Liselott Bassenge, geb. Birnbacher.
- Kurt Krahmer (Burgund 1912—15) zeigt seine Verlobung an mit Aliz Freiin Söy von Koromla.
- Walter Große-Leege (Oranien 1910—14) und Frau Lisbet, geb. Eken, teilen die Geburt ihres Sohnes Hans-Ludwig mit.

Herr Direktor Blasberg in Santa Cruz de Tenerife stiftete einen weiteren Betrag für Sportpreise. Die Spende wurde mitverwandt zur Anschaffung des neuen Wanderpreises, einer herrlichen Athletengestalt (Bronze von Liebl).

Herr Reichsbahndirektor Dr. Steuernagel hat für jedes Haus ein Mitropa-Kursbuch und einen Reichsbahn-Abreiskalender gestiftet. Wir sagen für die nützliche und anregende Gabe herzlichsten Dank. R.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 3

9. Jahrg.

August 1929

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Der bevorstehende Wechsel in der Leitung des Arndt-Gymnasiums

Wie unsern Lesern bekannt ist, wird unser allverehrter Herr Oberstudiendirektor Dr. Kremmer zum 1. Oktober wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand treten. Die Frage, wer sein Nachfolger werden würde, bewegte seit langem die Gemüter aller Freunde unserer Anstalt. Wir beeilen uns daher, mitzuteilen, daß soeben der Herr Kultusminister, im Einvernehmen mit dem Kuratorium der Richterschen Stiftung, zum neuen Leiter des Arndt-Gymnasiums (ab 1. Oktober) Herrn Professor Dr. Kappus, den bisherigen Oberstudiendirektor des „Joachimsthalschen Gymnasiums“ zu Templin, berufen hat.

Dr. Kappus, der im 50. Lebensjahre steht, genießt als klassischer Philologe und slavistischer Sprachforscher einen bedeutenden Ruf, der durch Verleihung des Professorstitels auf Grund besonderer wissenschaftlicher Leistungen seinen amtlichen Ausdruck fand. Als Lehrer an höheren Schulen verschiedener Art und in verschiedenen Landesteilen hat er schon früh reiche pädagogische Erfahrungen gesammelt. Im Kriege wurde er bald als Dolmetscher slawischer Sprachen verwandt, bereits 1916 aber mit dem Unterricht der beiden ältesten Kronprinzenköhne betraut. 1919 kehrte er in den öffentlichen Schuldienst zurück und war 6 Jahre lang wiederum Studentrat, zunächst in Potsdam, dann am Brunwaldgymnasium. Von dort wurde er 1925 zum Direktor der altberühmten Alumnatschule „Joachimsthal“ berufen.

R.

Im Lande der 1000 Seen

Estlands Hauptstadt Reval war noch nicht unter dem Horizont verschwunden, als auf der Höhe des Finnischen Meerbusens schon die Türme von Helsingfors herüberleuchteten.

Was zieht uns Deutsche in dies weite, abgelegene Finnland? Es ist eines der wenigen Länder, das uns nach dem Kriege mit Dankbarkeit empfängt. Der Bolschewismus hat es hart gestreift, und unvergessen ist die deutsche Waffenhilfe, die es zur Freiheit führte.

Helsingfors setzt in Erstaunen und enttäuscht zugleich. Wer Alt-Finnland sucht, findet es dort nicht. Es ist eine aufstrebende Stadt, die ihren Ehrgeiz darin zu sehen scheint, hochanstrebende „großstädtische“ Häuser zu bauen. Allerdings mit Geschmack, das muß man ihr lassen. Der Bahnhof sucht seinesgleichen. Die Lage am Rande des Schärengartens ist ähnlich begünstigt wie die Stockholms, und manche Bilder von Schwedens schöner Hauptstadt kann man auf Helsingfors unmittelbar übertragen.

Bezaubernd ist eine Fahrt durch das Gewirr der bewaldeten Felseninseln in der langen Abenddämmerung. Überall fröhliche Menschen! Denn der kurze, helle Sommer ist ein einziger Festtag. Auf den Inseln versteckt liegen die kleinen Sommerhäuser, aufgebaut wie in einer Märchenwelt. Wenn das Schiff anlegen soll, wird ein kleiner Signalmast hochgezogen. Sonst wollen diese stillen, in sich ruhenden Menschen in ihrem kleinen Reich ungestört sein.

Die Weite des Landes mit den endlosen Wäldern hat sie so still und ruhig gemacht. Außerhalb der größeren Städte sind alle Häuser von Holz gebaut, meist den schwedischen ähnlich. Denn der schwedische Kultureinfluß ist alt und immer noch groß. Allerdings versuchen die Finnen mit dem hochgespannten Nationalgefühl eines neuerstandenen Volkes die Zweisprachigkeit zu überwinden. Deutsch darf man im Innern als „anständiger Finne“ sprechen, schwedisch nicht, russisch ist ausgeschlossen.

Mit Holz wurde die Lokomotive geheizt, die mich zu einem kleinen Binnenhafen mit dem bezeichnenden Namen „Wassersee“ brachte. Schier endlos weit war der „Hafen“ mit schwimmendem Holz erfüllt, das nur eine kleine Fahrrinne freiließ. Ein Dampfer, der die Eisenbahn ersetzt, brachte mich in halbtägiger Fahrt zu einem kleinen Ort von 2000 Einwohnern, in dem ich der einzige Ausländer war. Die Verständigung war schlecht, aber die Hilfsbereitschaft um so größer. Die Ruhe und zurückhaltende Bescheidenheit der Menschen trat hier noch mehr hervor als in der Stadt. Im Gasthof herrschte, selbst wenn zum Essen viele Menschen vereinigt waren, fast feierliche Stille. Nur die Autos, die bis in diese entlegene Gegend kamen, wirkten — bildlich und wörtlich — wie ein schreiender Müßklang.

Die Endlosigkeit der Seen und Wälder weitete die Seele. Für wenige Groschen konnte ich beliebig lange ein Boot bekommen. Warm und ob ich zurückkam, kümmerte den Verleiher nicht. Ich würde ihm schon sagen, was ich schuldete, und das Geld bringen. Wie sollte das anders sein in einem Lande, in dem der Spruch gilt: „Wer eine goldene Uhr verliert, findet sie aufgezo-gen am gleichen Platz wieder“. Wie leicht wäre ich als Sprachunkundiger zu übervorteilt gewesen! Es kam niemand überhaupt auf den Gedanken!

Die Eindrücke der wildwachsenden, einförmigen Wälder, der zahllosen felsigen Schären und dunklen, klaren Seen zu schildern, ist unmöglich. Das Licht des Nordens ist unbeschreibbar. Wenn viele hundert Meter weit andere Menschen auftauchten, wichen sie mit ihren Booten aus und suchten andere Plätze. Das Gefühl der Einsamkeit konnte übermächtig werden. Dann war es Zeit zur Rückkehr, und das Bild der Heimat mit ihren nicht so herben und doch so schönen Seen stieg lockend in mir auf. Das Boot, das ich vorne mit Granitblöcken beschwert hatte, damit es besser lag, trieb langsam in abendlichem Sonnenschein heimwärts. Denn die Wasser von 150 Kilometer landeinwärts reichenden Seen sammelten sich hier in einer Rinne und stürzten unweit in reisenden Schnellen zum Küstenland hinab.

Ich kann nicht alle Erlebnisse schildern, nur eines noch nach der Rückkehr in Helsingfors. Da stehen auf dem alten Friedhof zwei schlichte Granitquader, zwei gleichartige und gleichwertige Heldendäler für die finnischen und deutschen Gefallenen im Freiheitskampfe, „errichtet von der dankbaren Stadt“. Deutsche Pfadfinder und finnische Freiwillige umstanden sie in weitem Kreise. Eine kurze Gedächtnisfeier und Niederlegung zweier Kränze.

War hier das Ringen und Sterben deutscher Männer nicht umsonst gewesen? Ein Lied kam mir in den Sinn, das kurz nach dem Zusammenbruch eine Finne über Deutschland dichtete. Der Gesinnung wegen teile ich es mit.

„Aus Weimar blüht des Edelgeists Gefunkel,
Kants Himmel wölbt sich über dir: die Pflicht!
Das Wormser Echo schallt durchs Zeitendunkel:
„Hier stehe ich — und anders kann ich nicht.“
Das Sehnen Fausts und reine Reuetränen
Vertiefen immer noch das Menschentum,
Die Orgel Bachs gibt Stimme ihrem Sehnen,
Erfüllt mit ihrem Klang ihr Heiligtum.

O Deutschland, dessen Nacht viel Sterne schmücken,
Dein Weg ist schon von Morgenlicht erhellt,
Und bald wird deinem Fleiß die Ernte glücken,
Du größter Säemann auf dem Erdenfeld.
Noch reiner wirft du deinen Schild erheben
Hoch über dem verirrtten Völkerschwarm,
Versöhnend durch dein reiches Geistesleben
Der Tränen und des Blutes bitteren Harm.“

E. N.



Das Heim in den Ferien

Bienenfreunde kennen die eigenartige Unruhe im Stock, wenn ein junges Volk auszuschwärmen beabsichtigt. Von ähnlicher Lebendigkeit sind die Häuser erfüllt, rücken die Ferien so nah heran, daß bloß der fast komisch anmutende Abstand von Stunden die sieberhaft gespannte Erwartung von der Tatsächlichkeit trennt. Die Gewißheit liegt schon so greifbar nah, daß nur noch ein katastrophal hereinbrechendes Ereignis von einem Ausmaß, wie es alle Vorstellbarkeit übersteigt, die Gewißheit vernichten könnte. Und dennoch ist jene schmale Zeitspanne nicht überspringbar, sie muß ertragen werden, auch wenn sie keinen anderen Sinn zu haben scheint als den, Ungeduld zu gebären und die Gewißheit nur um so begehrenswerter zu machen. In solchen Stunden schwingt der seelenlose Zeiger der Uhr den Taktstock über die menschlichen Herzen.

Wenn dann das lang Erwartete und Errechnete da ist, dann ist es im ersten Augenblick unfassbar. Fast scheint es, als wenn das Schönste an den Ferien die Sehnsucht nach ihnen ist und nicht die Ferien selbst. In ihr drückt sich aus das nie stille werdende Verlangen der Menschenseele, aus dem Gewohnten, Alltäglichen herauszuspringen, nach dem Neuen zu jagen, nicht weil es besser, sondern bloß weil es anders ist und damit dem Lebensschwung einen neuen Takt gibt.

Wenn die Ferien anheben, werden die Koffer wie lebendige Wesen. Sie rutschen, sie poltern die Treppen herunter, sie setzen sich mit Getöse mitten in alle Räume und öffnen sich breit, als könnten sie Welten fassen. Aber sie sind immer kleiner, als die Aufgabe verlangt. Wenn der Deckel sich zu schließen versucht, entstehen Spannungen, die manchmal nur die vereinte Kraft mehrerer Arme und nur die freundlich geliebene Last sitzbarer Freunde zu überwinden vermag. Was dann zurückbleibt, liegt wie aus allen Lebenszusammenhängen herausgerissen da als sachliches Bruchstück von einem Dasein.

Über die Schulbücher in den Fächern legt sich das große Schweigen. Sie haben mit einem Male alle menschliche Beziehungen verloren. Sie stehen nicht mehr im Kernpunkt jenes oft so mühseligen Kampfes zwischen Pflicht und Neigung. Keine junge Hand faßt sie mehr, um an ihnen die schwere Kunst zu üben, trotz lockender Sommerhitze das Notwendige dem Lustvollen überzuordnen. Sie haben nicht mehr Auskunft zu geben, nicht Rechenschaft zu verlangen, alle Macht ist von ihnen gewichen.

Stille breitet sich über den ganzen Lebensraum. Die dunklen Fenster am Abend bedeuten Verlassenheit. Kein Glockenschlag schneidet mehr in den Tag, kein Klingelzeichen ruft. Die wenigen Heimangehörigen, die zurückgeblieben sind, wirken in der plötzlichen Einsamkeit wie Sensationen. Eine sichtbar werdende Gestalt erregt leises Aufsehen. Nur die Bäume rauschen die Lage ein und aus wie immer, und auf der Spielfläche wächst ungestört das Gras über dem sonst so heißumkämpften Boden.



Dahlemer Blätter Aus dem Schülerheim

Nr. 4/5 9. Jahrg. Okt./Nov. 1929

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Ein Abschiedsgruß und ein Willkommen (Zum Wechsel in der Leitung des Arndt-Gymnasiums)

Der 1. Oktober war für uns ein Tag wehmütigen Abschiednehmens, denn er brachte die Trennung von unserm allverehrten Herrn Direktor Kremmer, von dem Manne also, der seit Gründung der Anstalt das Arndt-Gymnasium geleitet und es zu seiner angesehenen Stellung emporgeführt hat. Wenn der Unterzeichnete an die über zwei Jahrzehnte gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Ringens um das Wohl der Doppelanstalt, Arndt-Gymnasium und Schülerheim, zurückdenkt, dann will es ihm schier unvorstellbar erscheinen, daß dieses gemeinsame Wirken nun ein Ende haben soll. Aber das Befehl über die Altersgrenze der Beamten ist unerbittlich, und es wäre bestimmt nicht im Sinne des Scheidenden, wollten wir uns heute erschöpfen in Klagen über unsern Verlust. Sein Wahlspruch war immer: Die Sache ist alles, die Person nichts! Und daß die „Sache“, der Geist des Arndt-Gymnasiums bleibt, was er ist, darum brauchen wir nicht zu bangen. Und diesen Geist in ernster Arbeit weiter zu pflegen, ist der einzige Dank, den der von uns Scheidende haben will, und der dieses bis zum letzten Augenblick seinem geliebten Beruf mit jugendlicher Frische und Begeisterung hingebenen Mannes würdig ist.

Die andern aber, die nicht hier in Dahlem mit am Werke sind, die vielen Generationen ehemaliger Arndt-Gymnasiasten, können den Dank, den sie für ihren alten Direktor im Herzen tragen, in seinem Sinne nur dadurch abtragen, daß sie, jeder an seiner Stelle, die Ideale ins praktische Leben übersetzen, die ihr jetzt scheidender Lehrer sie einst gelehrt und die er ihnen vorgelebt hat: Dienst an den Mitmenschen und Dienst am Vaterlande.

Zur Entlassungsfeier, über die weiter unten ein Bericht folgt, widmete der Unterzeichnete dem Scheidenden vom Standpunkte des Schülerheims aus die folgenden Abschiedsworte:

„Ihr Scheiden aus dem Amt, hochverehrter Herr Direktor, beendet auch Ihre Mitgliedschaft im Kuratorium der Richterschen Stiftung und damit Ihre äußerlichen



Die alten Kameraden



Otto Wislott, Werdershagen bei Satow in Mecklenburg, (Oranien 1914—21) promovierte im Juli 1929 zum Dr. rer. pol. an der Universität Bonn a. Rh.

Sigmund von Willich, Goryzyn, (Burgund 1911—16) vermählte sich am 3. August 1929 mit Frau Sidonie Engelbrecht, geb. von Knoblauch.

Beziehungen zum Schülerheim, aber dessen bin ich gewiß, sicherlich nicht auch Ihre inneren Beziehungen; denn wie Ihre Schule, so ist Ihnen allezeit auch das Schülerheim Herzenssache gewesen. Wie hätte das bei der engen Verbindung, ja Verflochtenheit der beiden Anstalten auch anders sein können. Die Zöglinge des Heims sind Ihre Schüler, Ihnen oft von den besorgten Eltern, die sich in ganz anderem Sinne als die Dahlemer Eltern von ihren Kindern trennen müssen, besonders ans Herz gelegt, die Hausväter sind Ihre Lehrer und das pädagogische Hochziel des Schülerheims, die Pflege eines herzlichen Vertrauensverhältnisses zwischen Erziehern und Zöglingen, ist ebenso das Hochziel des Arndt-Gymnasiums, seines Leiters und seines gesamten Lehrkörpers. Die freundliche Vertrautheit zwischen der Lehrer- und Schülerschaft des Arndt-Gymnasiums konnte nur gefördert werden durch den Umstand, daß ein großer Teil des Lehrkörpers, eben die Hausväter, in voller Lebensgemeinschaft mit den Jungen auch außerhalb des Unterrichtes stehen, so daß sie es lernen, das Schulwesen auch aus der Knabenperspektive zu betrachten. Und wie stark wird durch die pädagogische Mitarbeit vieler Frauen des Kollegiums auch unter ihnen ein lebendiges Gemeinschaftsgefühl ausgebildet, das auf alle Damen des Kollegiums ausstrahlt und seinen Ausdruck in den regelmäßigen geselligen Zusammenkünften, die Ihre unvergeßliche, uns allen viel zu früh entziffene Frau Gemahlin dereinst ins Leben gerufen hat. Wie das Schülerheim nicht hätte aufblühen können, wenn Sie, verehrter Herr Direktor, nicht aus dem Arndt-Gymnasium eine hervorragende Schule gemacht hätten, wenn Sie sich nicht liebevoll jedes einzelnen Ihrer Schüler, der dessen bedurfte, angenommen hätten, so beruht andererseits die räumliche Ausbreitung des hohen Ansehens, das das Arndt-Gymnasium ringsum in deutschen Landen genießt, auf dem Umstande, daß ihm durch das Schülerheim Zöglinge aus allen Landesteilen angehören. Ich erwähne das alles, um zu zeigen, daß das Arndt-Gymnasium und das Schülerheim nicht nur eine äußere, auf rechtlichen Satzungen beruhende Verbindung darstellen, sondern eine innere, sich gegenseitig befruchtende Lebensgemeinschaft. Daß Sie, hochverehrter Herr Direktor, die Dinge immer so angesehen und immer in dieser Richtung tatkräftig gewirkt haben, dafür gebührt Ihnen der wärmste Dank der Richterschen Stiftung und aller Angehörigen des Schülerheims.

Aber diesem Dank der ganzen Heimgemeinschaft bitte ich, als Ihr ältester Dahlemer Arbeitsgenosse, noch einige persönliche Worte hinzufügen zu dürfen. Als ich im Jahre 1907, damals noch als Bevollmächtigter des Landwirtschaftsministeriums, Sie in Fraustadt, Ihrem damaligen Wohnsitz, besuchte und an Sie mit der Anfrage herantrat, ob Sie bereit seien, die Leitung der in Dahlem aufzubauenden Schule zu übernehmen, da standen Sie vor einer nicht leichten Entscheidung. Die baldige Übertragung der Leitung einer bereits fertigen Vollanstalt in Ihrer geliebten Provinz Posen stand Ihnen in sicherer Aussicht. Demgegenüber hatte ich Ihnen nicht viel mehr zu bieten als Pläne und Zukunftshoffnungen. Daß Sie gleichwohl nicht mit Ihrer Zusage zögerten, entsprach dem Kern Ihres Wesens, Latendrang und Zuversicht! In den Plänen mit all ihren offensichtlichen Schwierigkeiten erblickten Sie hochwillkommenen Arbeitsaufgaben, in den, damals von vielen noch stark bezweifelten Hoffnungen auf die neuartige Gründung sahen Sie glückliche Zukunft. Das Programm einer Schule im Geiste Arnds und eines damit eng verbundenen, auf den Familiengedanken gegründeten Schülerheims fand Ihre begeisterte Zustimmung, um so mehr, als Sie selbst in Ihrer früheren Tätigkeit als Leiter des Alumnats „Paulinum“ in Posen tiefe Befriedigung gefunden hatten. Mitzuhelfen an der Erziehung einer an Leib und Seele gesunden, arbeitstüchtigen, gegenüber der Volksgemeinschaft verantwortungsbewußten und dabei fröhlichen, von der Schule nicht gedrückten Jugend, das war das Ideal, in dem wir uns fanden und in dem wir allezeit verbunden geblieben sind.

Der Name Kremmer wird nicht nur in der Geschichte des Arndt-Gymnasiums, sondern auch in derjenigen des Schülerheims unvergeßlich und in hohen Ehren fortleben.

Als Nachfolger des scheidenden Direktors hat, wie wir unsern Lesern bereits in der Augustnummer angekündigt haben, Herr Oberstudiendirektor Professor Dr. Kappus, bisher Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, die Leitung unserer Schule übernommen. Wir heißen ihn aufs herzlichste in seinem neuen Wirkungskreise willkommen und dürfen es in der festen Zuversicht tun, die aus den folgenden Worten spricht, mit denen der Unterzeichnete Herrn Direktor Kappus bei der Feier seiner Amtseinführung begrüßte:

„Hochverehrter Herr Direktor! Im Namen der Richterschen Stiftung und im eigenen Namen habe ich die Ehre, Sie aufs herzlichste willkommen zu heißen und Sie als neues Mitglied des Kuratoriums dieser Stiftung zu begrüßen. Das Arndt-Gymnasium und das Schülerheim sind Schwesteranstalten, die durch ihre Entstehungsgeschichte, ihre organisatorische Verflochtenheit und durch ihre pädagogischen Ziele aufs innigste miteinander verbunden sind, die sich gegenseitig geben und gegenseitig voneinander nehmen. Sie kommen her vom Joachimsthalschen Gymnasium und bringen von dort reiche Erfahrungen nicht nur im Schulwesen, sondern auch im Alumnatswesen mit. Auch hat die eingehende Aussprache, die wir miteinander hatten, bevor Sie sich dem Herrn Minister für die Leitung des Arndt-Gymnasiums zur Verfügung stellten, eine so tiefgehende Übereinstimmung unserer pädagogischen Grundanschauungen und unserer Zielrichtung ergeben, daß ich der freudigen Zuversicht lebe, unsere gemeinsame Arbeit werde sich ebenso harmonisch und fruchtbringend gestalten, wie es beim ersten Leiter des Arndt-Gymnasiums, unserm in unauslöschlicher Dankbarkeit verehrten Herrn Direktor Kremmer, der Fall gewesen ist. In diesem Sinne reiche ich Ihnen vertrauensvoll die Hand zu gemeinsamem Wirken und bitte ebenso um Ihr freundliches Vertrauen. Nochmals: Seien Sie herzlich willkommen!“

Kurator Dr. Richter.

Abschiedsfeier für Herrn Oberstudiendirektor Dr. Kremmer

am 30. September 1929

Abgefieert zu werden, ist für den zu Ehrenden leicht erhebend und beglückend, wenn damit bloß eine Werkvollendung gekrönt wird und nicht das Ende von Wirksamkeit überhaupt, oder wenn es geschieht nach ausgeschöpfter Kraft und bei herannahender Müdigkeit. Aber es ist für ihn immer etwas schwer, beklemmend und schmerzlich, wenn es der Schlusspunkt ist im beruflichen Arbeitsleben, verhängt vom Diktat der Jahreszahl und sich dem eigenen Betätigungsdrange darstellend gleichsam wie eine Bescheinigung davon, daß man plötzlich überflüssig geworden ist. Denn dann ist es ein Ende ohne neue Aussicht, ein Vorhang, der auf der noch einmal schön geschmückten Bühne des eigenen Wirkens für immer heruntergeht, ein erstes Absterben. Ein von Geltung und Pflichten sicher getragenes Dasein fällt plötzlich wie aus allen Angeln. Man kann sich nur damit trösten, daß das so der Lauf der Dinge ist. Wenn über einem solchen Tag doch verböhnende und erklärende Freude vorherrschend zu liegen vermag, quillt sie hervor aus der gespürten Teilnahme, die rings als Dankbarkeit, Anerkennung und Verehrung aufsteigt.

Als Herr Direktor Kremmer an jenem Vormittag um 11 Uhr zur letzten Amtshandlung seiner mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit in den Festsaal der Schule trat, fand er den Kreis der gegenwärtigen Schule erweitert durch die Anwesenheit zahlreicher Eltern und ehemaliger Schüler. Das Chorlied „Bis hierher hat uns Gott gebracht“ leitete die Feier ein. Dann erfolgte zunächst die Verabschiedung aus dem eigentlichen Dienstbereich.

Herr Oberschulrat Lic. Dr. Harke übermittelte den Dank der Regierung und zugleich den des Kuratoriums der Richterschen Stiftung, da Herr Kurator Dr. Richter infolge einer längeren Kur nicht in Dahlem anwesend sein konnte. Seinen amtlichen Worten fügte er solche einer persönlichen Würdigung hinzu. Unter Anlehnung an ein altes Wort mittelalterlicher Klosterschulpädagogik feierte er Herrn Direktor Kremmer als den *lactissimus rector* der Schule. Es sei immer der Wesenszug seiner Amtsauf-

fassung gewesen, Freude im Leben der Schule herrschen zu lassen, und er sei ihm gegen alle Verkenntung und Schwierigkeiten treu geblieben. Mit Wehmut sehe er den Mann scheiden, dessen vertrauensvolle, gütige Art das Dienstverhältnis so mit menschlicher Wärme zu beleben wußte.

Für den Lehrkörper der Schule sprach Herr Oberstudienrat Dr. Liebmann. Er umriß in weiten Zügen die Wirksamkeit des langjährigen Direktors seit seiner Berufung als Leiter im Jahre 1908, wobei er auch warme Worte der Ehrung für die verstorbene Gattin des Scheidenden fand. Er entwickelte noch einmal seine pädagogischen Grundüberzeugungen. Der Herr Redner wies weiter hin auf die große Teilnahme, die Herr Direktor Kremmer auch bei unaufhörlich wachsender Schülerzahl bis zuletzt jedem einzelnen Schüler entgegengebracht habe, bis in seine häuslichen Verhältnisse hinein. Auch den abgegangenen Schülern widmete er seine Hilfe, soweit er es vermochte. Wesentliche Einzelheiten der pädagogischen Reformen der Gegenwart hätten ihn schon vor dem Kriege als Aufgabe bewegt, so die Einrichtung des Amtes des Vertrauensmannes in der Klasse, die Idee der Erziehung zur Gemeinschaft, die Frage der Schülergerichte. Der Herr Redner erinnerte noch einmal daran, wie unvergeßlich die Erwerbung der Schulorgel und die Gründung des neuen Heidehauses mit der Latkraft des Scheidenden verbunden bleiben. Indem er ihm noch dankte für das große Vertrauen und die Freiheit, die er jedem Mitgliede des Kollegiums bei seiner Arbeit stets entgegengebracht und gewährt habe, schloß er mit der Bitte und dem Wunsch, Herr Direktor Kremmer möge sich auch weiterhin als zugehörig zum Kollegium betrachten.

Der Oberprimaner Seibt trug in warmer und freier Rede den Dank der Schülerschaft vor und übergab das aus Spenden der Schülerschaft gestiftete Gemälde von R. Spilling. Es zeigt Herrn Direktor Kremmer in der Stellung und Haltung, wie er der versammelten Schule aus den Andachten in lebhafter Erinnerung ist: neben dem Rednerpulte stehend und von hier aus das Ganze beherrschend. Das Bild wird seinen Ehrenplatz im Festsaal haben.

Ein glänzend gespieltes Violinenkonzert von Vivaldi, vorgetragen von dem Obersekundaner Franzen und dem Schulorchester, leitete zu der zweiten Reihe der Ansprachen über. Für die Elternschaft und den Heidehausverein sprach Herr Kaufmann Karl Fehrmann. Er rühmte die vorbildliche Pflege der Beziehungen zu den Eltern der Schule und faßte sie in dem Satz zusammen, daß der warme und duldsame Mensch Kremmer den Direktor immer nur im Hintergrunde gelassen habe. Im Namen der Elternschaft überreichte er dem Scheidenden eine Schreibmappe und ernannte ihn zum Ehrenmitglied des Heidehausvereins am Arndt-Gymnasium.

Herr Direktor Dr. Mündt sprach in seiner Eigenschaft als früherer Schüler. Er brachte den Dank der „Ehemaligen“ und verlas die Stiftungsurkunde einer Sammlung, deren Betrag Herrn Direktor Kremmer zur Verschönerung seines Lebensabendes überreicht wurde.

Im Namen der andern Dahlemer Schulen gedachte Frau Oberstudiendirektorin Dr. Mündt der guten Zusammenarbeit.

Nach dem Chorliede „Brüder reicht die Hand zum Bunde“ stand der Scheidende auf zur Dankantwort. Er war, wie es zum Verlauf und Sinn einer solchen Stunde gehört, gleichsam auf eine Säule der Anerkennung und Dankbarkeit gestellt worden. Er stieg sofort aus dieser hohen Luft herab mit den schlichten Einleitungssätzen: „Das ist ja alles gar nicht wahr, wie man mich lobte. Ich kann ja nicht dafür, ich bin ein Sonntagskind. Daher hat man meine Fehler so lieb übersehen.“ Er dankte allen Rednern für ihre Worte und verabschiedete sich dann dankend von allen, die seiner Arbeit für die Schule mit das Gelingen gegeben hatten. Indem er am Schluß seiner Ausführungen den Einleitungsgedanken noch einmal aufgriff, klang seine Rede aus in die Worte: „Wie schön ist doch diese Welt, wo es soviel unverdiente Güte gibt.“ Seinen Schülern aber rief er zu: „Sehet im Festraum mehr auf das Bild von E. M. Arndt als auf das von mir, und werdet Männer in seinem Sinne und auf dem Wege zu Gott.“

Mit dem „Lob des attischen Landes“ aus Oedipus in Kolonos, vorgetragen vom Orchester und Chor der Schule, endete die Feier. Herr F. Brandt, der Musiklehrer unserer Schule, hatte für den deutschen Text eine wunderfeine Komposition geschaffen. So grüßte den Scheidenden Lehrer der Sprachen des klassischen Altertums noch einmal der Geist der Antike aus dem singenden Munde und den tönenden Geigen seiner Schüler.

Studienrat Dr. Wachsmuth.

Einführungsfeier für Herrn Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus

Am Freitag, dem 11. Oktober, erfolgte die amtliche Einführung des neuen Direktors unserer Anstalt. Herr Oberschulrat Lic. Dr. Hartke begrüßte Herrn Professor Dr. Kappus als den Gelehrten von anerkanntem Ruf und als den erfolgreichen Leiter des Joachimsthal'schen Gymnasiums, der am schwersten zu leitenden Schule Preußens. Unter dem Hinweis auf die innere Verwandtschaft der beiden Schulen in Templin und Dahlem schloß er mit den besten Segenswünschen für die Tätigkeit des Direktors an seiner neuen Schule.

Herr Kurator Dr. Richter hieß ihn im Namen des Kuratoriums der Richterschen Stiftung willkommen. Seine Ausführungen folgten den Gedankengängen, wie sie in dem schon oben mitgeteilten Begrüßungsschreiben des Herrn Kurators enthalten sind.

Durch Herrn Oberstudienrat Dr. Liebmann begrüßte das Kollegium der Schule seinen neuen Direktor. Er sprach von den vielseitigen persönlichen Beziehungen, die schon immer zwischen dem Joachimsthal'schen und Arndt-Gymnasium bestanden hätten, kennzeichnete die Berufseinstellung des Kollegiums und bat um das Vertrauen in der Arbeit.

Herr Rektor Erdmann sprach im Auftrage der Volksschule und wünschte beiden Schulen eine gedeihliche Zusammenarbeit im gleichen Geiste wie unter dem früheren Leiter.

Herr Oberstudiendirektor Professor Dr. Kappus dankte in seiner Erwiderrungsrede für die freundlichen Worte, die man seinem Dienstantritt gewidmet habe, und versicherte, die guten Traditionen des Arndt-Gymnasiums weiter pflegen zu wollen. Er sprach dann in längeren Ausführungen von der veränderten Stellung des heutigen Gymnasiums in unserer Kultursituation, verglichen mit der Lage, wie sie Wilhelm von Humboldt vor hundert Jahren bei der Neuschaffung des deutschen Gymnasiums vorgefunden habe. Die Antike sei uns nicht mehr das Ideal einer Kultur schlechtthin, die wir nachzuahmen hätten, sondern bildungswertvollster Gegenstand des Kulturverstehens. Er schloß mit dem Hinweis auf den weltanschaulichen Dreiklang Herders: Licht, Liebe, Leben. B. W.

Festaufführung des Literarischen Vereins zu Ehren des scheidenden Oberstudiendirektors Professor Dr. Kremmer

Von Dr. Wilhelm Köhler

Es war immer ein „großer Tag“, wenn der Literarische Verein seine Freunde zu einer seiner Veranstaltungen zusammenrief. Denn was er seinen Gästen bot, war eine Leistung, die oft das gewöhnliche Maß von Schüleraufführungen überstieg. Diesmal aber war es nicht nur die Tatsache eines Theaterspiels, die zahlreiche Besucher ins Arndt-Gymnasium lockte, sondern der Umstand, daß der Literarische Verein dem scheidenden Direktor, Herrn Professor Dr. Kremmer, noch einmal eine Freude machen wollte. War er es doch gewesen, der gerade dem Theaterspielen der Schüler seine besondere Neigung zugewandt und in der Aufführung von Dramen durch Schüler ein bedeutungsvolles erzieherisches Mittel stets gesehen hat.

Unter seinem Regiment stand das Theaterspiel in hoher Blüte, und wenn der Verfasser dieser Zeilen an seine frühere Tätigkeit als Protoktor des Vereins zurückdenkt, so

erfüllt ihn hier besonders das Gefühl tiefen Dankes. Dem Direktor Kremmer verstand es, Kräfte zu entbinden, Triebe wachsen zu lassen, Mut zu machen — und vor allem: er konnte sich von Herzen mitfreuen, wenn Erfolg errungen war. Er war — mit einem Wort — der „gute Geist“, der stets über unseren Aufführungen waltete.

Sicher hat er sich auch diesmal recht von Herzen gefreut. Was war das doch schon für ein festlicher Eindruck, wenn man die Aula betrat. Der Bühnenaufbau, der Orchesterraum, die Lichtfülle, die festlich gekleideten Menschen — aber das schönste Sinnbild in diesem Saal war der schlichte, blumenbekränzte Arbeitsstuhl, von dem aus er nun dem Spiele folgen sollte.

Es begann. Die Lichter verlöschten — und alles, was die zahlreich versammelte Gemeinde und besonders die Mitglieder des Literarischen Vereins auf dem Herzen hatten, brachte der Vorsitzende, Otto von Simson, in folgenden Worten zum Ausdruck:

„Hochverehrter Herr Direktor, Sie werden sich vielleicht wundern, daß der Literarische Verein anlässlich Ihres Scheidens vom Arndt-Gymnasium und zum Zeichen des Dankes für das Wohlwollen, das Sie unserm Verein stets entgegengebracht haben, nicht ein Drama oder eine griechische Tragödie, sondern gerade ein Lustspiel — und noch dazu ein recht unbekanntes — aufführt.

Aber als Grund hierfür mag Ihnen die Auffassung vom Geiste des Humanismus dienen, die Sie, hochverehrter Herr Direktor, durch Ihr Wirken und Wesen uns Arndt-Gymnasiasten gelehrt haben, von der Sie in so vielen Reden und Andachten sprachen, und die zum großen Teil das ausmacht, was wir Arndter mit Stolz den Geist des Arndt-Gymnasiums nennen: der Glaube nämlich, daß der Humanismus keine verstaubte Bücherwissenschaft ist, geboren und ausgeheckt in dunklen und dumpfen Stuben, sondern Freude an jeglicher Arbeit, Freude am Wissen, Freude am Leben schlechthin.

Und noch aus einem andern Grunde glauben wir Sie, hochverehrter Herr Direktor, gerade mit diesem Stücke zu erfreuen: wenn wir uns bei Schulanfang zum erstenmal nach den Ferien wieder hier im Festsaal versammelten und Sie zu uns von der Freude an der Arbeit und zur Arbeit sprachen, dann merkten wir, daß Sie diese Freude immer wieder neu in jeden Ferien aus der Natur schöpften, auf Ihren Reisen durch deutsches Land, aus deutschem Wald und deutscher Erde. Und gerade das Stück, mit dem wir Sie jetzt erfreuen wollen, spielt in deutschem Land, dort, wo es am schönsten ist, in den rauschenden Wäldern Mitteldeutschlands, zur Zeit der Romantik, und es ist geschrieben von Joseph von Eichendorff, den Sie, wie wir wissen, besonders verehren.

Und so glauben wir denn, daß wir Sie, hochverehrter Herr Direktor, bei Ihrem Abschied nicht besser ehren, daß wir Ihnen nicht auf schönere Weise dafür danken können, daß Sie uns den Geist des Humanismus verstehen und lieben lehrten — nicht indem wir ein Drama aufführen, das das Herz traurig und den Abschied nicht leichter macht — sondern dies Lustspiel, das zwar nicht „klassisch“, aber, so glauben wir, auch nicht unhumanistisch ist.“

Nun setzte die Musik ein, und unter den Klängen des Eichendorffschen Liedes „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ zogen im „Gänsemarsch“ die Schauspieler in den Saal. War es schon ein reizender Einfall, so war es noch hübscher, daß nun einer nach dem andern den Vorhang lüftete und sich, jubelnd begrüßt von den Zuschauern, „vorstellte“. Diese Einfälle, die sofort heiterste Stimmung verbreiteten, waren eigenste Erfindung des Direktors Herrn Dr. Christians, dem überhaupt das hervorragende Gelingen zu danken ist.

Aber was wurde nun eigentlich aufgeführt? wird der „geneigte Leser“, der so geduldig den bisherigen Ausführungen gefolgt ist, fragen. „Die Freier“ von Eichendorff! hm! Man denkt eine Weile nach — „Aus dem Leben eines Laugenichts“, Gedichte, die kennt man, — aber „Die Freier“? Man geht also an sein Bücherregal und sucht — ja richtig — das gibt es also, man schämt sich ein wenig —

Doch nun haben wir „Die Freier“ gesehen, bearbeitet von Hoff, musikalisch umrahmt von Lakusen — und wir waren restlos entzückt über die Charis — man kann das nicht anders als mit einem griechischen Wort ausdrücken —, die über dem Stück

und dem Spiel waltete. Welche Unsumme von Arbeit mag dieser wahrhaft vollendeten Aufführung vorangegangen sein! Wie stimmte alles zusammen: die Aufführung, die Szenerie, die Musik! Wie fügte sich jeder der Schauspieler in das Ganze ein und blieb doch ein jeder „er selbst“. —

Es würde viel zu weit führen, wollte man Einzelheiten auch nur andeuten. Genügen mag ein Hinweis auf die Leistungen der Mitwirkenden. Da muß in erster Linie wieder an Herrn Dr. Christians gedacht werden, der, unterstützt von Hanns Wilhelm Lavies, die Regie führte, da ist mit höchstem Lob die Darstellung der Gräfin Adele durch Elsa Pilger, die der Flora durch Doris Biesalski zu nennen. Ein glänzender Vertreter seiner Rolle als Graf Bernhard war Waldemar Kniep, Stürme der Heiterkeit erregte der pedantische Hofrat Fleder, gespielt von Wolfgang von Leyden. Flitt und Schlander, echt Eichendorffsche „Laugenichts“, waren sehr gut dargestellt von Heinz Pietschmann und Barnim von Ramin. Und auch die kleinen Rollen: der Jäger, der Gärtner, dessen Tochter, der Weinschenk und der Bote, fanden treffliche Verkörperung durch Joachim von Schmeling, Hanns Wilhelm Lavies, Christa Biesalski, Hermann Seibt und Werner Klopstsch. Nicht vergessen werden darf hier die lichttechnische Ausgestaltung des Spiels durch Hermann Erythropel, die die Handlung farbenreich begleitete.

Aber was der Aufführung erst eigenstes Leben und köstliche Frische gab, war die Musik, die sie umrahmte und durchdrang. So wurde aus dem Lustspiel ein Singspiel, in dem die volksliedartige Melodie vorherrschte. „Diese Musik vermag den Hörer so recht einzuspinnen in die Zauber Eichendorffscher Romantik. Sie will nichts als klingen und singen.“

Und sie „klang und sang“ wirklich unter der hervorragenden Stabführung unseres maestro Herrn Friß Brandt. Ihm, der in langer entsagungsvoller Arbeit sich ein Schülchor herangezogen hat, gelang eine Leistung, die weit über Schülerleistungen hinausging. —

Das Spiel ist aus, der Vorhang rauscht zusammen, die letzten Akkorde verklingen, rauschender Beifall braust auf und will kein Ende nehmen. —

Da erhebt sich der Mann, dem diese Aufführung galt, zu einigen schlichten Abschiedsworten. Er spricht von der Pflege der Schauspielkunst auf der Schule und ihrer erzieherischen Bedeutung. Er ruft die „alten Herren“ des Literarischen Vereins zu Zeugen auf für die Tatsache, daß auch die jetzige Generation etwas Tüchtiges leisten könne. Auf dem Arndt-Gymnasium sei es Sitte, daß die U I den scheidenden Abiturienten etwas vorspiele — auch er sei jetzt Abiturient und „reif fürs Leben“, und dies sei nun das Abschiedsgeschenk für ihn. Er freue sich besonders über dieses Abschiedsgeschenk — Eichendorff sei sein Lieblingsdichter —, und daß es ein Lustspiel sei, das man ihm zu Ehren aufgeführt habe, entspreche ganz seiner Lebensauffassung, in der die Freude eine besondere Rolle spiele. Er danke den Spielleitern, Schauspielern, dem Orchester und seinem Leiter für die hervorragende Leistung und wünsche, daß die Schauspielkunst am Arndt-Gymnasium — hoffentlich bald auf eigener Bühne — sich weiterentwickeln möge.

Lauter Beifall folgte diesen Worten des Direktors, und allen, die diesen schönen Festabend genießen durften, wurde es so recht klar, was Dahlem und das Arndt-Gymnasium an diesem verdienten Manne verlieren.

Die Tennissetkämpfe 1929

Bei herrlichem Wetter fand am 13. September 1929 die Preisverteilung des diesjährigen Tennisturniers statt. Barnim von Ramin (U I, Haus Jollern) hielt als Mitglied des Tennisausschusses eine kleine Ansprache, in der er darauf hinwies, daß die Spiele vom Wetter begünstigt gewesen seien und sich alles habe glatt abwickeln können. Die Zahl der Zuschauer sei immer sehr groß und die Teilnahme aller außerordentlich lebhaft gewesen. Er wies darauf hin, daß es nicht leicht sei, bei der großen Zahl der Preise für jeden das Richtige zu wählen. Der Tennisausschuß hätte sich aber die größte Mühe gegeben, für alle etwas Schönes zu finden. Herr Studienrat Dr. Richter verteilte daraufhin in Abwesenheit seines Bruders die Preise. Er hob besonders lobend hervor, daß der Tennisausschuß (insbesondere Luß Krüger und Barnim

von Ramin) die gesamten Wettkämpfe selbständig vorbereitet und geleitet hätte. Mit einem Hoch auf die Sieger endete die kleine Feier.

Die Preisträger sind folgende:

Gruppe A (Oberstufe)

Fortgeschrittene

- | | | | |
|---------|---------------------------------------|---------|------------------------------------|
| Einzel: | 1. Sieger: Hans-Ludwig Krüger (D.) | Doppel: | 1. Sieger: Hans Blasberg (Akanien) |
| | 2. Sieger: Jürgen Paetow (Wettin) | | Bodo Sponholz (Akanien) |
| | 3. Sieger: Bodo Sponholz (Akanien) | | 2. Sieger: Ulrich Poll (Jollern) |
| | 4. Sieger: Steffen von Borcke (Burg.) | | Hans-Ludwig Krüger (D.) |
| | | | Barnim von Ramin (J.) |
| | | | Ernst-Siegbert Proske (J.) |
| | | | 4. Sieger: Jürgen Paetow (Wettin) |
| | | | Hans-Helmuth Viedke (W.) |

Anfänger

- | | | | |
|---------|-----------------------------------------------|---------|---------------------------------------|
| Einzel: | 1. Sieger: Ulrich Braun von Stumm (Jähringen) | Doppel: | 1. Sieger: Klaus Dieter Meinling (W.) |
| | 2. Sieger: Hans Rudolf Borisch (Jollern) | | Horst-Helmuth Herz-Kleptow (Wettin) |
| | | | 2. Sieger: Helmuth Scherz (Akanien) |
| | | | Hans-Joachim Kuhlmeier (A.) |

Gruppe B (Mittelstufe)

- | | | | |
|---------|----------------------------------------|---------|----------------------------------------|
| Einzel: | 1. Sieger: Eide Middeldorf (Jähr.) | Doppel: | 1. Sieger: Eide Middeldorf (Jähr.) |
| | 2. Sieger: Dieter Sing (Stausen) | | Michel Haas (Akanien) |
| | 3. Sieger: Ernst-Achim Mombert (St.) | | 2. Sieger: Ernst-Achim Mombert (St.) |
| | 4. Sieger: Konstantin von Jedlich (W.) | | Konstantin von Jedlich (W.) |
| | | | 3. Sieger: Christian Kalisch (Akanien) |
| | | | Krafft Kilisch von Horn (A.) |

Außer den in der Nummer 7 (Oktober 1928) der „Dahlemer Blätter“ bereits Benannten haben im Laufe dieses Sommers die folgenden Heimler „Sportabzeichen“ erworben:

Das „Deutsche Turn- und Sportabzeichen für Männer“, verliehen von dem Reichsausschuß für Leibesübungen, erhielten:

Dietrich Brande, Wittelsbach (zum zweitenmal)	Heinrich Prinz Reuß, Babenberg
Hans-Rudolf Gewert, Wittelsbach	Hans Schallehn, Jähringen
Hans-Himmer Kelling, Jollern	Hans Berfl, Babenberg

Das „Reichs-Jugend-sportabzeichen“ erwarben:

Karl-Heinrich von Behr-Negendant, Burgund	Hans-Joachim Graf von Kleist, Burgund
Carl-Ludwig Bennecke, Dranien (zum zweitenmal)	Joachim von Oppen, Burgund
Joachim von Berg, Wittelsbach	Kolf-Werner Ritter, Wittelsbach
Georg-Wilhelm Hempel Wettin	Fraute Schmidt, Dranien
Arthur Hoebel, Jähringen	Heinz von Schoensfeldt, Wittelsbach
Ernst von Kardorff, Burgund	Egloff von Lippelskirch, Jollern

Das „Deutsche Turn- und Sportabzeichen für Männer“ erwarb ebenfalls:
Karl-Heinz Greisert, Adjunkt in Haus Burgund.

Monatschronik

13. IX.: Schulfeier anlässlich der glücklichen Vollendung der Weltfahrt des „Zeppelin“.
28. IX.: Festaufführung der „Freier“ von Jos. von Eichendorff zu Ehren des scheidenden Direktors, Herrn Dr. Kremmer. Gespielt vom literarischen Verein unter Leitung von Herrn Studentat Dr. Christians.
30. IX.: Abschiedsfeier für Herrn Direktor Dr. Kremmer im Festsaal der Schule.
11. X.: Einführung des neuen Direktors, Herrn Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus.

Die alten Kameraden

Leon von Gruenewaldt (Burgund 1917/18) verlobte sich mit der Baroness Lona von Hoyningen-Huene.

Eberhard Caspar (Wittelsbach 1912-17) verlobte sich mit Fräulein Beatrix Boveri.

Albrecht Kothe (Burgund 1921-27) machte in Dresden seine Jähringerexamen.

Günther Schalloß (Dranien 1924-27) bestand im Juli in Berlin sein Physikum.

Herbert Mack, stud. ing. (Wittelsbach 1921-28) bestand im August das Pilotenexamen für Sportflugzeuge.

Der Sekundaner Johann-Georg von Schmidt-Pauli (Babenberg), ein Enkel des Begründers der Karlsborfer Rennbahn, ritt die im väterlichen Besitz befindliche Zweijährige „Grasgräfin“ am 10. September in Karlsborf zum Siege.

Dahlemer Blätter

Weihnachts-Nummer

Nr. 6

9. Jahrg. Dezember 1929

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Weihnachten

Von den drei großen Festen des christlichen Jahres ist nur Weihnachten unseres Volkes unvergeßbares Eigentum geworden. Pfingsten und Ostern blieben in ihrem Sinn immer ganz an Stockenton, Kanzel und Bibelwort gebunden. Von hier empfangen sie Deutung und Aufgabe als fromme Angelegenheit der Einzelseele. Und wo die alte, ehrwürdige Sprache bei allzu diesseitig Gewordenen ihre Wirkung verlor, da blästen diese Feste ab zu dem angenehmen Zweck, als Doppeltage der Arbeitsfreiheit willkommene Erholungszeit zu sein. Nur die neugeweckte Freude über die wiedererstandene Schöpferkraft der Erde legte dann noch einen verschönernden und erhöhenden Glanz darüber.

Aber Weihnachten lebt und scheint als Idee ungebrochen durch alle Zeiträume unseres geschichtlichen Werdens. Es leuchtete schon in Kaiserpfalzen, Ritterburgen und Klostersellen, es trug sein Licht in engsträßige Patrizierstädte, vornehme Schlösser und weltferne Dörfer, es strahlte über Krieg und Frieden und hat einen Glanz, der heller ist als alle Lichtquellen, die wir inzwischen erfanden. Als große Gemeinsamkeit drückt es alle Verschiedenheit, die uns sonst trennt und absondert, anspornt und verfeindet, unter sich. Vielleicht ist es außer unserer Sprache überhaupt noch die einzige Verbundenheit, die wir völlig unbestritten haben. Einmal im Jahr geht in Deutschland das gleiche Fühlen von Mensch zu Mensch, weckt auch bei den Zerstreuten in fremden Ländern unvergeßliche Zugehörigkeit, einmal im Jahr bindet das gleiche Tun Haus an Haus auf deutschem Boden. Wir sind das Weihnachtsvolk der Erde.

Rätselhaft, wie es herankommt Jahr für Jahr als das immer gleiche seelische Wunder. Zwischen den nüchternsten, lebenshärtesten Dingen spricht es leise hervor vier Wochen lang. Wo die alten, schon tausendfach gehörten Lieder wieder neu ins Ohr fallen, stockt im Augenblick der Gegenwartstrom, die Türen gehen leise auf zu den schönen Gefilden der Hoffnungen und Erinnerungen. Wo der Zufall des Umstandes uns die alten

Klänge mitsingen heißt, spüren wir, wie wir umtransponiert werden aus dem Gewöhnlichen ins Besondere, aus der Ebene in die Höhenlage. Niemand entzieht sich dem Zauber seines Nahens, und niemand will es. Hier treiben alle auf dem gleichen Strom, Groß und Klein. Die Kinder, denen das Wunder als leichte Möglichkeit und liebe Gewißheit noch ihres Geistes liebste Schöpfung ist, sehen Weihnachten als den Zeitpunkt, wo das Unwahrscheinliche Ereignis wird. Die Erwachsenen schauen nicht ohne Neid und Wehmut auf dieses weltverklärende Vermögen, von dem ihnen oft nicht mehr als die Erinnerung geblieben ist. Aber auch in diesen Erinnerungen liegt Gewalt. Sie nehmen uns zurück zu verlassenen Regionen, sie führen uns zu Wurzeln unseres Seins, lösen die Lebenskrusten ab und legen wieder bloß, was zugedeckt oder verschüttet war. Einmal im Jahr finden wir alle in die Kindheitswinkel unserer Seele zurück.

Aber Weihnachten ist mehr als der Tag des Wunderglaubens, der Erinnerung und Rückkehr, es ist das Fest der Tat. Es ist nicht die Tat der harten Willensbehauptung oder der kühnen Erkenntnis. Sie wird nicht den Dingen abgerungen und nicht den andern Menschen. Es ist das Fest des Schenkens. Niemals so deutlich als zu Weihnachten und niemals mit schönerer Gebärde tritt der Mensch aus sich selbst heraus, aus dem engen Bezirk der Selbstbehauptung, aus den Schanzens der Vorteilsucht und des eigenen Nutzens und gibt, gibt auch bei äußerer Bedürftigkeit noch mit innerer Fülle. Einmal im Jahr fließt auch die engste Natur über sich selbst hinaus, sieht ihr Ziel im andern und spendet, sich selbst überschreitend.

Darum grüßen wir das Fest mit seinen unvergänglichen Symbolen. Dankbar freuen wir uns seines Besitzes und schreiten tätig hinein in die Erwirkung seines ewigen Sinnes. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit.“
B. W.



Safari*

Von Dietrich von Roeder (Staufen 1911—18).

1. Tag.

„Also“, sagte ich zu dem Führer der Safari, nachdem die Lasten abgewogen waren, „morgen früh — *sa kumi na mbili* — sind die Träger hier!“ Dabei deutete ich mit der Rechten auf jenen dünnen blauen Bergstreifen am östlichen Horizont, hinter welchem allmorgendlich das erste Frühlicht hervorbricht. Fast jede Bestimmung der Tageszeit wird außer der Zeitangabe auch noch näher erläutert, indem man am Himmel den Stand der Sonne angibt, welcher der gewünschten Stunde entspricht. In diesem Falle war es *kumi na mbili*, d. h. 12 Uhr in der Nachtrechnung, gerade dann, wenn der erste Schein der Sonne über den Bergen sichtbar wurde. Die Zeitbestimmung des Negers ist eine ganz andere als die unsrige. Der Tag beginnt um 6 Uhr morgens und so zählt 7 Uhr als die erste Stunde. Um 12 Uhr mittags, wenn die Sonne keinen Schatten wirft, ist es 6 Uhr am Tage, und um 6 Uhr abends, wenn die Sonne eben hinter das Gebirge sinkt, ist es die zwölfte Stunde des Tages.

Nun waren die Lasten gepackt und somit alles für den frühen Aufbruch der Safari geregelt. Auch hier in Afrika bemächtigt sich einem dasselbe Gefühl, welches uns in der Heimat vor Antritt einer unbekanntem Reise befallt. Diesmal kam hinzu, daß mich mein Marsch durch Gegenden führen würde, die lange nicht mehr von Europäern durchzogen worden waren. Ich wußte, daß

* Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Verfassers schon einen früheren Afrika-Bericht (vgl. Juni/Juli-Nummer 1929).

über Flüsse und Steppenland gehen würde, daß wir dann ein Hochland zu passieren hatten, in welchem vor einigen Jahren alle Träger eines Europäers vor Kälte gestorben waren. Aber ein genaues Bild konnte ich mir nicht machen, da die Angaben der Eingeborenen zu widersprechend und ungenau waren. Der Eingeborene, der selbst nicht Bescheid weiß und merkt, daß der Europäer von ihm etwas hören will, fängt furchtbar an zu übertreiben. Da werden Bäche zu reisenden Strömen, und die Entfernung von einer Wasserstelle zur anderen, die in Wirklichkeit nur vier Stunden beträgt, wird zu Tagen. Nach seiner Beschreibung warten geradezu die Löwen legionsweise auf einen Menschenbraten, obwohl nie ein Löwe in jene Gegenden kommen würde, da sich kein Wild dort aufhält. Der Neger hat absolut keine schlechte Absicht bei diesem Geklunker, er redet nur, weil er es unter seiner Ehre hält, von jener Gegend womöglich nichts zu wissen, und so wenig er tatsächliches Wissen mit seiner Phantasie zusammen, wie Kinder es manchmal tun, und entwirft nun so ein vollkommen falsches Bild. Für den Europäer, der neu im Lande und mit der Psyche des Negers nicht vertraut ist, mag manche solche Schilderung der Grund sein, daß eine solche Safari als „nicht möglich“ aufgegeben wird.

Der nächste Morgen fand mich früh auf den Beinen. Auch meine Träger erschienen, allerdings nicht so früh als angebehen; aber das Fahrplanmäßige habe ich mir längst schon abgewöhnt, — warum auch nicht? — Solange ich noch unter dem heimischen Einfluß stand, glaubte ich, die Pünktlichkeit hinge an der Pünktlichkeit; aber ich habe eingesehen, daß es ein großer Irrtum ist. Immer klarer wird es mir, daß der Europäer ein Knecht vieler Dinge ist, zu denen auch die rasende Zeit gehört. Hier spielt die Zeit eine nur untergeordnete Rolle, hier wird Beschaulichkeit allem anderen vorausgesetzt. So mag es etwa in der Biedermeierzeit gewesen sein. „Pole, pole“ — immer langsam — herrscht außer dem Wort „essen“ bei dem Neger vor. Und ich muß gestehen, ich fühle mich recht wohl bei dem Zustand, — so sehr bin ich schon Bushmann geworden.

Nun also wurden die Lasten betastet, gegrüßt, gehoben, der eventuelle Inhalt geraten und die übrigen Redensarten losgelassen, die stets den Anfang einer Safari bilden. Vor allen Dingen ist alles „zu schwer“. Aber, ach, die Waage zeigt das Gewicht, und da ist nichts zu machen. Die Höchstbelastung für einen Träger sind 50 Pfund, die, ich gestehe es mir immer wieder ein, ich nicht einen Kilometer weit schleppen würde. Aber es gibt Stämme weiter im Norden, deren Angehörige bei Erkrankung eines ihnen befreundeten Trägers während des Marsches dessen Gepäck noch mit übernehmen und in einem Langschritt dahineilen, als handele es sich nur um eine Last Daumenfedern. Zum Zeichen, daß die Lasten das Höchstgewicht nicht überschreiten, hebe ich eine solche an, halte sie eine viertel Minute über dem Kopf und setze sie wieder ab. Allgemeines O und Ach von seiten der Träger, und die Situation ist gerettet. Dabei fällt mir ein großer Unterschied zwischen der weißen und der schwarzen Rasse auf: der Neger kann tagelang bei Sonne und Hitze mit seinen 50 Pfund bergauf, bergab laufen. Das könnte der Europäer nie! Niemals aber würde der Neger einen 2-Zentner-Sack 50 m weit tragen. Der Neger kennt und bewältigt nur eine ihm angemessene Arbeit auf lange Dauer, wie z. B. das Tragen der Lasten; aber zu einer einmaligen Anstrengung aller Kräfte, um etwas zu vollbringen, was er für gewöhnlich nicht tut, dazu ist er nicht fähig. Aus diesem Grunde heraus ist von vornherein der Europäer ein Kraftmensch in den Augen der Neger.

Inzwischen haben sich meine sieben Mann in Marsch gesetzt, und nach einem wortreichen Abschied meiner Hausboys folge ich. Der Weg führt durch das mir bekannte Gelände, durch freundliche Bananendörfer mit niedrigen runden Hütten und sauber gesetzten Plätzen. Es ist ein merkwürdiges Land: von fern sieht es aus wie eine große, große, fruchtbare Fläche. Aus der Vogelschau aber würde man sehen, daß es aus breiten Rücken besteht, die stets durch ein Tal mit irgendeinem Öerinsel getrennt sind. Es ist stets dasselbe: Rücken, Tal — Rücken, Tal usw. Jedes Tal gleicht dem andern, jeder Rücken dem eben passierten. Auf diese Weise überschreiten wir in der Stunde ungefähr 7—10 Bäche, z. T. größere, über die eine Brücke aus Holzstämmen führt oder ein umgeschlagener Baum, der liegend lustig weiter grünt, den Übergang bildet. Manchmal, wenn das Tal zu breit ist und das Wasser sich staut und einen Morast bildet, lasse ich mich hinübertragen. Aus diesem Wasserreichtum erklärt sich auch die Bevölkerungszahl von einer viertel Million Einwohner auf 100 qkm, — denn größer ist dieser „Garten Gottes“ nicht, der das Kondeland heißt. Es ist wie ein Kessel, der von drei Seiten von Gebirgen bis zu 3500 m Höhe begrenzt wird, aus denen eine ganze Kette erloschener Vulkane besonders auffällt. Die vierte Seite findet durch den Nyassasee ihren Abschluß. All der Wasserdampf des Nyassasees, den täglich die Sonne herauszieht, wird nach Norden gestossen. Die Wolkenmassen können nicht über die Gebirgskämme hinweg, sondern fallen als Regen nieder, bilden Quellen, Bäche, Flüsse und Ströme und geben so diesem Fleckchen Erde ihr Gepräge. Der Regen in diesem Teile Afrikas übersteigt jährlich 2500 mm, das ist mehr als das Dreifache der heimischen Regenmenge, und da der Niederschlag nur auf sechs Monate verteilt ist, so sind Monate mit 600 mm und Tage mit 100 mm Regen keine Seltenheit.

Aber ein Schütteln und Frieren sagte mir, daß ich nicht länger verweilen dürfe, und so riß ich mich los von jenem Platz, um an einer ebensolchen Wand, wie die herabgestiegene, wieder hinaufzuklettern. Meistens gebrauchte ich Hände und Füße, weil ich sonst abgerutscht wäre. Sehr oft mußte ich ausruben, und dann sah ich den Fluß immer in einem anderen, Bilde und oft hielt ich das Geschaute auch auf der Platte fest. Höher und höher ging es, leiser und sanfter klang das Brausen herauf, und auf einmal stand ich wieder oben, mitten in der warmen, wohlthuenden Sonne. Ach man ist ja in Afrika so unglücklich, wenn man die Sonne entbehren muß; dann friert man und findet alles grau und häßlich, und jedesmal begrüßt man wieder freudig die erwärmenden Strahlen. Wie mir der Stand der Sonne verriet, hatte ich mich viel länger aufgehalten, als ich geglaubt hatte, und so marschierten wir stolt weiter und erreichten nach weiteren 2 Stunden in einem windgeschützten Tal ein sauberes Dorf an einem klaren Gebirgsfluß, welches ich als Lagerplatz wählte. Von hier hatte ich bis zum Fuße des Gebirges etwa eine halbe Stunde und konnte, wenn ich früh aufbrach, den Steilaufstieg in der kühlen Morgenluft machen. Nach erfrischendem Flußbad und einem Imbiss brachte ich die Zeit hin, indem ich durch das Dorf schlenderte. Es war zu beiden Seiten des Flusses gelegen und wurde durch einige Bambusbrücken verbunden, die feine Bögen bildeten und deren Geländer teils geflochten, teils durch sich kreuzende Querstreben sehr kunstvoll gearbeitet waren. Man hatte den Eindruck, daß die Einwohner, wie nur selten bei Negern, einen Sinn für Rhythmus und eine frohe Architektur besaßen. Die Ufer waren steinig. Ab und an führte ein Pfad bis ans Wasser. Frauen, die große Tonkrüge auf den Köpfen balancierten, gingen hin und her, um Wasser zu schöpfen. Weiter unten wurde gewaschen. Die Wäsche wurde in den Fluß getaucht und dann, zu einem Knäuel zusammengenommen, auf einen flachen Stein aufgestaucht. Die Bewegung erinnerte an das Spiel auf der Ziehharmonika, denn beim Wiederaufnehmen von dem Waschein wurde das Stück in die Breite gezogen, um dann wieder zusammengepreßt auf den Stein gestossen zu werden. Das rhythmische Klatschen, welches jedesmal entstand, drang bis zu mir, weniger die ununterbrochene Unterhaltung der waschenden Frauen. — Bananen herrschten wieder vor, aber auch Mangobäume standen an vielen Häften mit dunkelgrünen Blättern, welche dem Vorbeer ähneln, und dem kugelförmigen Aufbau der Kronen, welche den Stamm nicht erkennen lassen. Vor den Hütten saßen kleine Kinder und knabberten an Maiskolben, während halbwüchsige Burschen sich an einem Brettspiel begeisterten. Meist dient dazu ein roh behauener Baum, in dessen Oberseite 100 viereckige Löcher gestemmt sind. Es bilden sich zwei Parteien, die beliebig viel Mitspieler haben können und mit Steinchen durch Springen und Wegnehmen dem Gegner zu Leibe rücken. Stundenlang können die Neger dabei sitzen, und wenn sie auch nicht selber spielen, so verfolgen sie doch jedes Vorrücken der Steinchen und verfallen in heftige Debatten, wenn der Spieler es hätte besser machen können. Zwischen all dem Menschenvolk schnüffelten elende, verhungerte Hunde herum, vergeblich nach Nahrung suchend. Selten sieht man einen Negerhund, der größer als eine Katze ist, wohl weil die Nahrung zum Leben, aber nicht zum Sichentwickeln reicht. Zu dieser Statur gesellen sich ein häßlicher Kopf und ein mit Beulen überfülltes Fell. Hunde schlafen ja meistens viel, aber Negerhunde ganz besonders viel. Sie wachen nur auf, um sich zu jucken und nach vergeblichem Kratzen dann wieder in den Schlaf zu fallen. Im allgemeinen war wenig Betrieb in dem Dorf, weil die Bevölkerung meistens bei der Arbeit war, die Männer beim Ängeln und die Frauen auf der Feldarbeit. Aber eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde es belebt. Da kamen Frauen, große Körbe mit Feldfrüchten tragend, begleitet von Männern, die, ach wie ungalant, wahrscheinlich der Arbeit zugeschaut hatten; denn Feldarbeit geht sie nichts an, und je mehr Frauen ein Mann sein eigen nennt, desto mehr Ländereien kann er durch deren Arbeitskraft bestellen. Jetzt kam auch das Vieh, dessen Glockengeläut melodisch von fern wirkte. Aber beim Näherkommen löste sich der Klang in ein entsetzliches Gebimmel auf und verstummte erst, nachdem jedes Stück durch die niedrige Tür seiner Hütte die Lagerstatt aufgesucht hatte. Es wurde schummerig; und überall konnte man durch die geöffneten Türen den brennenden Herdplatz sehen, über dessen drei Steinen ein irdener Topf stand. Ich ging zu meinem Zeltpfahle zurück, setzte mich in den Liegestuhl und verträumte die Zeit bis zum Abendessen. Mein Boy, der auch die Arbeit eines Kochs übernommen hatte, war nicht müßig gewesen und hatte außer einigen Eiern auch einen prachtvollen Fisch erstanden, den er mir nun aufstischte. In den Flüssen finden sich hauptsächlich zwei Arten von Fischen, von denen der eine unserer Forelle ähnelt, sehr schmackhaft ist, aber von mir nur selten gegessen wird, weil seine vielen spizen Gräten die Freude am Genuß verderben. Die andere Art ist etwa 30 cm lang mit köstlichem rosa Fleisch, welches dem Geschmack eines Salmes entspricht. — Der Neger ist ein leidenschaftlicher Fischfänger. Man sieht überall in den Flüssen viele geflochtene Gestelle, die vorn spitz zulaufen, dicht beieinandergereiht, die den Durchlauf des Wassers ermöglichen, aber jeden Fisch aufhalten. Jeden Morgen und jeden Abend balanciert der Eingeborene über diese Flechtreihe und holt mit der Hand die Beute heraus.

Nebenbei ist er ein sehr ausdauernder Angler, — auch wenn er nichts fängt. Da sieht man ihn am Wasser sitzen, die Angelrute über das Knie gelegt. Alle viertel Stunde zieht er die Rute zurück, befestigt einen neuen Wurm und wirft die Schnur wieder ins Wasser.

Den Abschluß des Essens bildete eine Pajete, eine Baummelone, die durch ihr immer kühles Fleisch eine herrliche Erfrischung auf den heißen Märschen bildet, und die man überall findet, wo das Klima dem Gedeihen des Baumes zusagt. — Die Nacht war hereingebrochen und wirkte durch den plötzlich bezogenen Himmel besonders dunkel. Es war still. Das Vieh schlief, und die Neger saßen teils in ihren Hütten, teils an offenen Lagerfeuern schweigsam beim Mahle. Aber später nach dessen Beendigung wurde es lebhafter durch die Unterhaltung bei den verschiedenen Stuppen. Von einer Seite klangen die Klänge einer Gitarre zu mir, deren fünf gleiche Töne sich stets wiederholten. Dieses Instrument besteht aus einem ausgehöhlten Flaschenkürbis, der als Resonanzboden dient, mit fünf darübergespannten Sehnen, die stets in der gleichen Reihenfolge gezupft werden und so eine monotone Melodie ergeben. Sehr oft begleitet dieses Instrument den Neger bei seinen Wanderungen, dann trägt er es vor sich her und läßt bei jedem Schritt einen Ton erklingen. — Nach und nach wurde es wieder still, und die Melodie verstummte. In die Feuer wurden neue Scheite für die Nacht gestossen, so daß sie hell aufzuckten und die glänzenden, hohen Bananenstämme erleuchteten, während die weit überhängenden Blätter den Schein nicht mehr empfangen. Immer wieder glaubte man sich in einen romanischen Dom versetzt, in welchem das Licht der tiefhängenden Kronleuchter die plumpen Säulen erhellt, während es das darübergespannte mächtige Gewölbe nur ahnen läßt. Ich ging noch einmal ein wenig am Fluß entlang, über welchem die Nebel wogten, dann kroch ich in mein Zelt und hörte dem Plätschern des Wassers zu, bis mich der Schlaf umfing.

2. Tag.

Schon das frühe Krähen der Hühner hätte genügt, mich nicht weiter schlafen zu lassen. Ich mußte öfters rufen, bis mein Boy, tief in seine Decke gehüllt, aus der Tür einer Hütte trat, in der er die Nacht verbracht hatte. Wie würde er, solange irgendeine menschliche Behausung in der Nähe gewesen wäre, sein Lager mit den Trägern am Feuer eingenommen haben, weil das unter seiner Ehre gewesen wäre. — Das Feuer wurde angeblasen, und bald stand der dampfende Lee vor mir. Während ich noch frühstückte, wurde bei Lampenlicht das Lager abgebrochen, und die einzelnen Lasten wurden verpackt und verschmürt. Und noch lange ehe der Tag graute, marschierten wir los. Ein Führer des Dorfes zeigte uns die Richtung bis zum Steilaufstieg. Vorsichtig auf den Weg schauend, ging es bergan. Als wir schon ganz erheblich gestiegen waren, passierten wir noch einmal ein schlafendes Dorf, in welchem die Hunde einen Höllenlärm machten, dann befanden wir uns auf freiem Grasland, über welches der kühle Wind blies und einen zum Frösteln brachte.

Der erste Schein der Dämmerung hing in den Lüften, als die Kletterpartie begann. Während der Himmel noch dunkel war, erschien im Osten der Saum der Berge vor einem apfelgrünen Schimmer, der sich allmählich verbreiterte und von einer dunkellila Welle abgelöst wurde. In diese mischte sich ein Bronzefleier, der den Gebirgskamm scharf und schwarz abzeichnete, dann quoll ein blutroter Schein hervor, der über den ganzen Himmel flog, ihn zu einer Kuppel aus flammendem Rubin verwandelnd. Die höchsten Bergspitzen entzündeten sich, andere Zacken folgten, bis die ganze Kette wie von innen heraus zu glühen anfing. Das Blut rieselte die Abhänge herunter, über die Falten, durch die Täler und lag schließlich über der ganzen Ebene. Plötzlich sprang hinter dem Saum der Berge eine orangene Woge hervor, die an Kraft zunahm. Ein heftiges Strahlen überschüttete alles wie mit glühendem Eisen, und wunderbar und herrlich hob sich die Sonne empor. Ganz nah, wie mit der Hand zu greifen, lag der goldene Spiegel des Nassafees, während die schroffen Bergwände, die steil aus seinem Wasser aufsteigen, noch in blauem Schatten verweilten. Aus den Tälern und Schründen lösten sich die weißen Dunstschwaben, krochen an den Hängen entlang und verloren sich in dem flimmernden Licht. Die violetten Nebel, die über der Ebene lagen, verflüchtigten sich und ließen die vielen Hügel und Täler, Dörfer und Grasmatten erkennen. Aus den silbernen Bananenhainen, auf denen der silberne Nachttau spiegelte, stiegen kerzengrade die blauen Rauchsäulen der neuangefachten Feuer empor. Wie Spielzeug lagen die Flüsse und Ackerstücke unter mir. Durch mein Glas konnte ich den Ausgangspunkt meiner Safari erkennen und den Weg, den ich zurückgelegt hatte. Wie anders wirkte doch alles von hier aus!



Weihnachtswettbewerb

Wie in den letzten Jahren findet auch diesmal wieder ein Weihnachtswettbewerb statt für handwerkliche oder künstlerische Geschenkarbeiten. Die Bewertung erfolgt nach der Zugehörigkeit zu Altersklassen. Das Richterkollegium ist wie früher aus einigen Hauseltern und Schülern zusammengesetzt. Die Bekanntgabe der preisgekrönten Arbeiten erfolgt noch vor den Ferien und wird in der nächsten Nummer der Dahlemer Blätter veröffentlicht. Die Verteilung der Preise findet nach den Ferien statt.

	Monatschronik	
-----------------------------------------------------------------------------------	----------------------	------------------------------------------------------------------------------------

23. 11. 1929: Toten-Gedächtnisfeier für die im letzten Jahre verstorbenen ehemaligen Schüler der Anstalt im Festsaal der Schule. Die Gedenkrede hielt Herr Studentrat Schäffer.

	Die alten Kameraden	
-----------------------------------------------------------------------------------	----------------------------	------------------------------------------------------------------------------------

Gerd von Hake (Burgund 1922—24) bestand am 10. Oktober 1929 am Kammergericht in Berlin die Referendarprüfung.
Viktor Oschag (Babenberg 1920—22) bestand an der Handelshochschule zu Berlin die Diplom-Kaufmannsprüfung.
Hans Karl von Rosenberg (Wittelsbach 1912—18) hat sich verlobt mit Fräulein Ursula Godeffroy.
Joachim von Münchow (Wittelsbach 1913—17) hat sich verlobt mit Fräulein Elfriede Volkmann.
Herbert Benneke (Burgund 1911—17), Rittergutsbesitzer in Löbnitz bei Neugatterleben, und Gemahlin, geb. Gräfin Polier, zeigen die Geburt eines Sohnes an.

	Mitteilungen	
-------------------------------------------------------------------------------------	---------------------	--------------------------------------------------------------------------------------

Das diesjährige

Winter-Fest

des Rudervereins am Arndt-Gymnasium findet in althergebrachter Weise statt am Sonntagabend, den 18. Januar 1930 im Festsaal des Arndt-Gymnasiums. Beginn: 7.30 abends.



Mit Handschrift gedruckt.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Richter (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Zum

„Dahlemer Tage“

laden wir alle Chemailigen aufs herzlichste ein zum
Sonntag, den 30. März 1930
abends 8 Uhr in das Kasino des Schülerheims.

Für vorherige Anmeldung durch Postkarte an die Geschäftsstelle des Heims (Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Str. 100a) oder an einen Hausvater, möglichst bis zum 23. März, sind wir dankbar. Unbedingt nötig ist rechtzeitige vorherige Anmeldung für diejenigen, die am 30. März um 7 Uhr am Abendessen in ihrem alten Hause teilnehmen möchten. Wir bitten, nicht zu übersehen, daß die Zusammenkunft diesmal an einem Sonntag stattfindet.

Im Namen der Hauselternschaft
Dr. Richter, Kurator.

Unterprima spielt Theater

Wenn die Oberprimaner im Herbst in ihr letztes Schulhalbjahr eintreten und häufiger, als in der Regel üblich, nachdenkliche Gespräche über Schulangelegenheiten führen, wenn die Zeit kommt, wo auch die Sorglosen von ihnen von jenem peinlichen Gefühlsgegensatz zuweilen heimgesucht werden, dessen Pole zwischen Hoffnung und Bangen liegen, dann werden die Unterprimaner lebendig und stecken die Köpfe zusammen. Was sie bewegt, sind weniger Schuldinge im üblichen Sinne, es ist auch nicht die heimliche Freude auf die nahende Würde, nun bald die Ersten unter den Vielen zu sein. Es liegt viel tiefer. Die Unterprimaner haben Sorgen, richtige Sorgen. Sie treten nämlich mit diesem Halbjahr unter ein ungeschriebenes Gesetz der Schülerschaft, unter die durch jahrelange Tradition verbindlich gewordene Verpflichtung, den abgehenden Oberprimanern als Gruß und Ehrung ein Stück zu spielen. Wohlbermerkt, ein Stück, nicht einen Streich; das letztere wäre leichter.

Zunächst erscheint es allen, die es in einem solchen Falle angeht, leichter, ein Stück zu spielen als zu finden. Die suchende Ausfahrt in den Ozean der dramatischen Literatur bringt Mühe und Enttäuschungen, wie alle Entdeckungswelten. Kommissionen zur Prüfung der Vorschläge bilden sich und lösen sich auf, Sitzungen explodieren am Gegensatz der Meinungen. Wäre nicht jenes sonderbare Muß, jener Brauch, der an die Klassenehre geht, schwerlich fänden sich dann die vielstimmigen Geister doch noch zum gemeinsamen Beschluß zusammen. So gelingt es dann zuletzt einigen Zähnen, ihren Willen durchzusetzen, und die erste Krisis ist überwunden. Ist dann noch die Rollenverteilung geglückt, ohne daß Eitelkeit verletzt und Geltungstrieb geknickt werden mußten, dann kann die Arbeit beginnen.

Junge Menschen, wenn sie nicht verbogen und künstlich in Problematik hineingezerrt worden sind, spielen nicht Theater aus gleichen Beweggründen wie Erwachsene. Sie wollen nicht Ideen auf die Beine stellen, auch ist die Kunst der Charakterverkörperung noch nicht ihre Sache, weil ihnen letztes Nachspüren einer anderen seelischen Haltung noch nicht möglich ist. Was sie echt zum Spielen lockt, das ist ihr ursprüngliches Vergnügen an der Bewegung und darzustellenden Handlung, die Freude am Versteckspiel in einem fremden seelischen Mantel. Das Schönste aber an jedem Stück ist, daß es die Kräfte der ganzen Klasse mobil macht. Zu den eigentlichen Spielern gesellen sich die Techniker für Beleuchtung und Bühnenbau, die Plakatzeichner für die Werbung, die zukünftigen Kaufleute, die mit dem ernstesten Problem der Ausgaben und Einnahmen ringen, die Organisatoren, die die vielfachen Dinge bereitstellen müssen. Hier regen sich in der Tat alle Hände „im muntern Bund“. Im Ringen um die Aufführung eines Stückes schmilzt die Klasse zur Notgemeinschaft zusammen, das ist der beste moralische Gewinn, den sie selbst von der Anstrengung hat.

Diesmal war es die realgymnastiale Unterprima mit Herrn Studienrat Dr. Breuer, die zuerst auf dem Plan erschien. Sie hatte ein englisches Stück in deutscher Übersetzung gewählt. Es handelte sich um eine Darstellung gewisser englischer Rechtsverhältnisse vor dem Kriege. So stieg am 15. und 16. Februar im Festsaal der Schule die Aufführung der „Justiz“ von Galsworthy.

Man muß es den Unterprimanern lassen, sie verstanden es, sich ein volles Haus zu schaffen. Nicht nur, daß es ihnen gelang, auch den entferntesten Zweig ihrer eigenen verwandtschaftlichen Beziehungen in den Zustand aktiver Neugier zu versetzen. Sie brachten es auch sonst fertig, die Aufmerksamkeit durch täglich neue Plakattendwürfe unaufhörlich für diesen Tag zu reizen. Und was sie dann als Leistung boten, hielt stand vor jeder Kritik von Kleinen und Großen. Jeder Zuschauer entdeckte im Spiel Momente, wo er einfach staunte über das, was die Unterprimaner konnten. Sie machten schier aus dem Nichts wirkungsvolle Bühnenbilder, sie spielten mit Lichtwirkungen wie erprobte Regisseure, sie stellten Personen mit einer Verwandlungskunst dar, daß man kaum noch ihren eigenen gewohnten Alltagskern darunter verspürte, sie warfen Szenen hin, die in den Bann zwangen. Als dann die Klasse mit ihrem Spielleiter den Abend siegreich bestanden hatte, da reckte sie sich im Beifallssturm. Und manche dachten wohl schon: „Im nächsten Jahr haben wir es leichter“.

Die Oberprimaner aber, die gerade die schriftliche Prüfung hinter sich hatten, verließen in zufriedener Würde den Saal. Das war eben eine Ehrung, und wer fühlte sich nicht gern geehrt!

B. W.

Vorbereitungen für das Winterfest des R. V. U. G. D.

Von einem Jungmann

(Karl-Heinrich von Behr-Regendant)

Wenn bei uns in der Ruderverammlung angesagt wird: „Am Sonnabend, den 10. Januar, ist das diesjährige Winterfest“, so denken die meisten: „Au fein, da können wir ja mal wieder tanzen!“ Aber wenn dann die Zeit gekommen ist und es nur noch zwei oder drei Tage sind, dann sagen sie: „Wenn doch bloß der verfluchte Ruderball nicht wäre!“ Denn es gibt viel zur Vorbereitung zu tun, und keine Hand darf müßig sein; jeder, aber auch jeder, muß irgendwo anpacken.

Schon vor Weihnachten mußte der Verein wöchentlich zweimal antreten, nur um das Pyramidenbauen zu üben. Denn nichts sieht leichter aus als dies; und meistens sind die Dinge, die leicht aussehen, am allerschwierigsten. Zuerst mußte einmal aufgezeichnet

werden, wo und wie die Leute stehen sollten, damit es von mehreren Seiten gut ausfiel. Und dann mußte ausprobiert werden, wer sich am besten für die Plätze eignete. Wenn auch dies bestimmt war, mußten die einzelnen Leute eingeübt werden. Nicht für jeden war die Aufgabe gleich leicht. Die unteren mußten hauptsächlich ihre Kraft anwenden, die oberen mußten Gelenkigkeit und ein gutes Gleichgewichtsgefühl haben; denn oft war die Geschichte da oben ziemlich kipplig.

Auch die Fechtvorfürhungen und ein lustiges Stück mußten lange vorher sorgsam eingeübt werden.

Aber die „richtige“ Arbeit begann erst zwei Tage vor dem Fest. Nun mußte die Aula aus einem Versammlungsraum in einen Langsaal verwandelt werden. Die Bänke wurden hinausgetragen, und Gartentische und Stühle, die wir vom alten Dahlemer Krug geborgt hatten, wurden hineingebracht. Diese mußten aber vorher abgewaschen werden, da sie sehr schmutzig waren. Nicht jeder liebt solche Arbeit. Wenn sie an Ort und Stelle gebracht waren, wurde jeder Tisch mit einem Tischtuch versehen. Der Saal wurde geschmückt. Rundherum an die Wände wurden von Lampe zu Lampe Girlanden gehängt, und jeder Wandarm wurde mit einer Flagge und einem Lannbusch versehen. In der Aula allein war nicht genug Platz; der Gesangsaal und der Kartenraum, der als Rauchzimmer diente, wurden ausgeräumt und geschmückt. Im Gesangsaal war das Buffet aufgestellt, bei dessen Herrichtung durch die Damen wir fleißig Hilfsdienst taten. Etliche hundert Brötchen mußten aufgeschnitten, bestrichen und belegt werden, was sehr viel Zeit in Anspruch nahm.

Auch die Tombola mußte aufgebaut werden, deren Sachen von Firmen, Privatbänden und Vereinsmitgliedern gestiftet waren. Die Firmen stifteten solche Sachen nicht „von selbst“; es müssen erst Bittbriefe geschrieben werden.

Doch auch jetzt ist noch nicht alles fertig; denn ohne Musik kann man nicht tanzen. Also muß man auch noch an Kapellen schreiben, und jede Kapelle ist nicht immer frei. Ja, ich als Junior weiß gar nicht, was sonst noch alles zu tun war.

Aber sicherlich kam das alte Sprichwort zur Geltung: „Erst die Arbeit, dann's Vergnügen!“



Preisverteilung im Weihnachtswettbewerb

Gruppe I

1. Preis	Renaissance	E. von Lippelskirch (Zo.)
2. Trostpreise	Wer verliert	Paßmann (Zo.)
	Aus der Weihnachtsliste	Walter Müller (Dr.)
Lobende Anerkennung:	Nimmer wieder	W. von Heydebreck (Dr.)

Gruppe II

1. Preis	Preußen	Dodo v. Knyphausen (Su.)
2. „	a) Schreibzeug	Hilmar v. Lippelskirch (Zo.)
	b) Pinselfräse (Kasperletheater)	Herm. Schmidt (Dr.)
3. „	Mit Lieb und Fleiß	Helmut Sommer (Dr.)
Trostpreise	1 A 4171	A. von Quast (Wet.)
	Festina lente	Achim Ruge (Zo.)
Lobende Anerkennung:	Schachbrett	H. v. Lippelskirch (Zo.)
	Pinselfräse (Larsokalender)	H. Schmidt (Dr.)

Gruppe III

1. Preis	Fürs fleißige Mütterchen	Wolf Dieter Schmidt (Dr.)
2. „	„Hoch“	Hermann Nikolai (Ast.)
3. „	a) Hänsl und Gretel	Wilhelm Lemke (Ast.)
	b) Wipersdorf	Mag v. Arnim (Zo.)
Trostpreise	a) Fortuna	von Broddorf (Ast.)
	b) Erster Versuch	Böckelmann (Dr.)
	c) Mutter Grün	W. Lemke (Ast.)
	d) Ohne Fleiß	M. Jobst (Dr.)
Lobende Anerkennung:	a) „Ah“	Wolf-Dieter Schmidt (Dr.)
	b) Nante	W. Lemke (Ast.)
	c) Schön	Nicolai (Ast.)
	d) Neun	Nicolai (Ast.)

Sondergruppe:

1. Preis	Poseidon	Karl Ludw. Bennecke (Dr.)
Trostpreis	Ägyptische Wasserträgerin	Theo Moll (Ast.)
Lobende Anerkennung:	Hasenarbeiter	Kuno Sponholz (Stau.)
	Bogkamp	Walter Müller (Dr.)

Obige Gegenstände sind inzwischen längst in alle Winde zerstreut. Über ihnen liegt nicht mehr der liebe Glanz weihnachtlicher Stimmung, nicht mehr der Überraschungsgauber des Schenkens. Der Alltag hat sie in Besitz genommen. Es ist still um sie geworden auf den elterlichen Tischen, wo sie neben andern Dingen sachlich ihre Pflicht tun. In den geschwisterlichen Spielstuben, wo Erinnerung und Pietät erst wenig beheimatet sind, hat kindliche Spiellust um die einstigen Geschenke nüchterne Realität gelegt, hat die Leimfugen auf Haltbarkeit geprüft, ist wohl zerstörend ins Innere gedrungen, um zu wissen, was „hinter“ der Erscheinung zu suchen sei.

Aber wir grüßen noch einmal die schöne Gesinnung und den heimlichen Fleiß ihrer Schöpfer, der vor Weihnachten all die lieben Sachen — die noch lebenden wie die inzwischen verschiedenen — geboren werden hieß.

B. W.

Das Winter-Hallen-Wettturnen des Heims 1930

Wegen des herrlichen Herbstwetters wurde in den ersten Wochen nach den Oktoberferien das Heimturnen noch im Freien abgehalten, bis das schlechte Wetter und die frühe Dunkelheit wieder in die Halle zwangen. Und nun übte das lang entbehrte Geräteturnen wieder neuen Reiz aus, zumal es galt, die Kräfte für den Hallenwettkampf neu auszubilden. Es war eine Freude, zu sehen, mit welchem Eifer manche Hausgemeinschaften an das Üben herangingen. Die Untergruppe (VI—OIII) versammelte sich regelmäßig am Montag und die ältere Abteilung (VII—OI) am Dienstag abend.

Anfang Februar waren die „Auscheidungen“, und am 18. Februar kam die ganze Heimgemeinde in der Turnhalle zum Schlußfest zusammen.

Die turnerischen Leistungen der „Musterriegen“ und die lustigen Vorführungen lösten lebhaften Beifall aus. Als sich aber der „alte Herr“ Joho Hoffmann, der erste Sieger des vorigen Jahres, in nicht endenden Riesenschwüngen am Reck drehte, da krachten beinahe die Wände.

Von Freude über das Gesehene sichtlich bewegt, dankte Herr Kurator mit kurzen Worten allen Helfern und den wackeren Turnern und verteilte dann die Preise. Mit dem Hoch auf die Sieger und dem Deutschlandliede schloß die schöne Feier. Einer der Gäste sagte zum Schluß: „Solche Vorführungen müßten alle unsre alten Herren und Eltern sehen. Wie anders ist der Turnbetrieb geworden gegen frühere Zeiten! Da herrscht rechtes, frisches Leben!“

Im Wettkampf der Häuser

errang den ersten Preis und den neuen ersten Wanderpreis des Heims (Athlet in Bronze) das Haus Dranien mit einer Kopfdurchschnittsleistung von 43,42 Punkten.

Den zweiten Preis erhielt das Haus Zollern mit 43,02 Punkten als Leistungsdurchschnitt. Es bekam den zweiten Wanderpreis des Heims, das Bild des Athena-Nike-Tempels.

Das dritte Haus Askanien erhielt eine Ehrenurkunde.

Die Einzelsieger im Fünfkampf

(Reck, Barren, Tisch und Hochsprung, Pferd) sind folgende:

A. Älteste Gruppe (Oberstufe):

1.	Ulrich Poll	Zollern	59,50	Punkte
2.	Karl-Heinrich von Behr-Negen- dank	Burgund	56,25	"
3.	Wedig von Heydebreck	Dranien	55	"
4.	Barnim von Ramin	Zollern	54	"
5.	Hans Joachim von Kleist	Burgund	53,75	"
6a)	Hans Hinnerk Kelling	Zollern	"	"
b)	Heinrich I. Prinz Reuß	Babenberg	"	"

B. Mittelstufe:

1.	Georg-Wilhelm Hempel	Wettin	58	Punkte
2.	Gerd Langenbeck	Staufen	56,50	"
3a)	Christian Kalisch	Askanien	54,50	"
b)	Dieter Sing	Staufen	54,50	"
4.	Hans-Peter Abé-Lallemant	Zollern	53,25	"
5.	Adolf Langenheim	Wittelsbach	50,75	"
6a)	Otto-Wilhelm Bartels	Staufen	50	"
b)	Sieck Middeldorf	Jähringen	50	"

C. Unterstufe:

1.	Hubert Lürcke	Staufen	63,12	Punkte
2.	Egbert von Schmidt-Pauli	Babenberg	55,31	"
3.	Wolf-Dieter Schmidt (Buzi)	Dranien	53,75	"
4.	Dietrich Hörning	Babenberg	53,12	"
5.	Reinhard Duadt	Zollern	52,19	"
6.	Hans-Joachim-Richnow	Burgund	50	"

Die ersten drei Sieger jeder Altersstufe erhielten einen Preis und alle oben Genannten eine Ehrenurkunde.

Die Hausurkunden wurden gezeichnet von Karl-Ludwig Bennecke, Walter Müller, Theo Noll und Max Schwerdfeger.





18. 1. 30 Winterfest des Rudervereins im Festsaal des Arndtgymnasiums.
 10.—13. 2. Schriftliche Prüfung der drei Oberprimen.
 15. u. 16. 2. Aufführung des Stückes „Justiz“ von Galtsworthy, gespielt von der realgymnasialen Unterprima. Spielleitung: Herr Studienrat Dr. Breuer.

Die Festaufführung der Uig. „Die Bürger von Calais“, findet statt am 5. und 6. April im Festsaal der Schule. Wegen technischer Schwierigkeiten kann das Stück leider nicht unmittelbar vor dem Entlassungstermin der Abiturienten gespielt werden. Aber die Unterprimaner hoffen, daß die Abiturienten den Besuch der Aufführung nicht unterlassen werden und bitten herzlich um ihre Gegenwart.

Die Entlassungsfeier der Abiturienten ist am Sonnabend, den 29. März, vormittags.



Die alten Kameraden



Gustav Albrecht Schmidt-Dtt (Bollern 1908—14) hat sich verlobt mit Fräulein Ursula Walter.

Karl Erich von Kaphengst (Burgund 1914—22) hat sich mit Fräulein Johanna von Rosenberg verlobt.

Erstmalig nach dem Kriege kommen in diesem Jahre die Cecil Rhodes-Stipendien auch für Deutschland wieder zur Verteilung. Es handelt sich um zweijährige Stipendien an der Universität Oxford. Unter den nur zwei Ausgewählten findet sich zu unserer Freude ein ehemaliger Arndtgymnasiast, stud. jur. Fritz Schumacher (Reifeprüfung Ostern 1929).

Eine Bitte an unsere Eltern

Wir werden von Eltern, deren Kinder für die spätere Aufnahme zu Hause vorbereitet werden, des öftern gefragt, ob wir ihnen nicht geeignete Haus-Lehrkräfte empfehlen könnten. Wir bitten daher ergebenst, uns freundlichst davon Mitteilung machen zu wollen, wenn bewährte Hauslehrer oder Hauslehrerinnen frei werden und eine anderweitige Beschäftigung suchen.

Kurator Dr. Richter

Dahlemer Blätter
 Aus dem Schülerheim

Nr. 9

9. Jahrg.

März 1930

Als Handschrift gedruckt.

Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
 Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Alt-Dahlem

Der 30. März war wieder einmal ein Tag rechter Herzensfreude für uns Hauseltern sowohl, die wir unsere ehemaligen Pflegesöhne in großer Zahl um uns versammelt sahen, wie auch für unsere lieben Gäste selber, wenn anders leuchtende Augen, treue Worte und eine Hochstimmung, die den Abend zu einem wirklichen Fest, im innerlichsten Sinne des Wortes, machte, ein Beweis dafür sind. Wir waren diesmal zu der alten Form der Wiedersehensfeier zurückgekehrt, zu der Form eines einfachen, schlichten Beisammenseins nur der Ehemaligen „unter sich“. Wie unsere Leser wissen, hatten wir in den letzten Jahren den Dahlemer Tag mit dem Sport-Sommerfest des Heims vereinigt. Dies war in dem Gedanken geschehen, ein Fest zu feiern, an dem in der freudigen Sommerzeit die ganze Heimgemeinde, groß und klein, teilhaben sollte, und in dem Wunsch, den Alten Herren unsern Nachwuchs lebendig vorzuführen, damit die Ehemaligen mit eigenen Augen sahen, daß das Heim seine alten Traditionen hochhält. Alle Teilnehmer an diesen Sommerfesten — die selbstverständlich bestehen bleiben sollen, und bei denen auch künftig die Ehemaligen hochwillkommene Gäste sein werden — haben auch ihre helle Freude daran gehabt; aber es wurden doch viele Stimmen laut, die da meinten, wenn das gesellige Beisammensein der Alten Herren sich gewissermaßen nur als letzter Akt an das Sommerfest angeschlossen, dann kämen sie, die Alten Herren, doch zu kurz, die

Zeit genüge dann nicht, um sich wirklich „auszusprechen“ und „auszufreuen“. Deshalb sind wir — wie gesagt, unbeschadet des Sommerfestes — zur alten Form zurückgekehrt, und viele, viele haben uns jetzt gesagt: „Für uns Alte ist das Zusammensein unter uns doch besser!“ In seiner Begrüßungsansprache hieß Herr Kurator Richter zunächst als Ehrengäste Herrn Direktor Kremmer und dessen Amtsnachfolger, Herrn Direktor Kappus, willkommen. Er benützte die Gelegenheit, vor den Ohren der Altherrenschaft die Tatsache zu betonen, daß der Wechsel des Kapitäns auf der Kommandobrücke des Altdt-Gymnasiums nicht einen Wechsel im altbewährten Kurs der Anstalt herbeigeführt habe. Diesen Kurs bezeichnete er mit den Worten: „Wir wollen eine Jugend erziehen, die im innersten Herzen deutsch empfindet, eine Jugend, die da weiß, daß der Inhalt des Lebens sich nicht in materiellem Streben und der Sorge um das liebe kleine Ich erschöpfen darf, eine Jugend, die historisch denken gelernt hat. Das wirkt sich in doppelter Richtung aus: nach rückwärts als Ehrfurcht und Pietät für die große Vergangenheit unseres Volkes, nach vorwärts als Wille zu eiserner, auf selbständiges Denken gegründeter Arbeit für die Zukunft unseres Vaterlandes.“ Freudiges Echo fanden diese Worte in der Versammlung, die dann nach alter Sitte das Deutschlandlied anstimmte. Weitere Reden wurden, dem ungeschriebenen Befehl der Dahlemer Lage gemäß, nicht gehalten, nur noch das „Dahlemlied“, mit der hergebrachten dramatischen Begeisterung gesungen, unterbrach das brausende Stimmengewirr der Gespräche, deren Sinn und Kern sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Alt-Dahlem, du sollst leben!“

Von der neugriechischen Sprache und anderes aus Griechenland

Von Direktor Kremmer

Neben all dem Großen und Schönen, dem Erhebenden und Begeisterten, das man als Deutscher und Altphilologe auf einer Reise durch Griechenland sieht und genießt, beobachtet und erlebt man natürlich auch eine Menge von Dingen und Vorkommnissen, die, an sich unbedeutend und harmlos, einem doch die Aufmerksamkeit erregen. Sonst wäre ja eine solche Reise auch zu anstrengend. Gelegentlich ein kleiner Verdruß oder ein erstauntes Schmunzeln oder gar ein herzhaftes Lachen — das tut wohl; es versetzt einen wieder auf den sichern Boden der Erde.

Da war ich eines Tages auf dem steilen und steinigem Wege hinauf zum Alphaia-Tempel auf der Insel Nigina. Ich kletterte zu Fuß, mein Eseltreiber saß auf meinem Esel und ließ seine vergnügte Stimmung gelegentlich durch Pfeifen und bescheiden leises Singen bemerkbar werden. Eigentlich hätte ich reiten sollen. Ich hatte mich auch

vor der Tür meines „Hotels“ im Städtchen Nigina vermittels des Strickes, der die Felsbühgel vertrat, hinaufgeschwungen, und zwar als Nordeuropäer rittlings, das eine Bein rechts, das andere links. Das entspricht aber weder der Landesitte noch der Beschaffenheit des Sattels. Dieser besteht nämlich aus sechs Holzlatten und einer Decke, die allerdings schön bunt, aber so dünn ist, daß die Latten für die Wirkung ihrer Kanten nichts zu fürchten brauchen. In den engen Straßen des Städtchens, wo ich als einziger Fremder — es war keine Reisezeit — wohlwollende Beachtung genoss, erregte ich die mangelnde Bequemlichkeit und Sicherheit durch stramme Haltung und kühnen Blick. Obgleich ich es draußen nicht mehr nötig gehabt hätte, auf die Öffentlichkeit Rücksicht zu nehmen, kasteite ich mich doch zur Läuterung meines inneren Wesens und zur Stählung aller guten Eigenschaften in mir noch eine gute Strecke weiter. Dabei hatte ich Gelegenheit, mein liebes Eselchen zu beobachten. Unverdrossen, ja munter trug es auf seinen dünnen Beinen seine Last bergan. Und wie verständig suchte es für seine zierlichen Hufe einen Weg zwischen den scharfkantigen Steinen und den Felsbrocken — unser Pfad war nämlich mindestens so rauh wie derjenige, auf dem Odysseus zum göttlichen Sauhirten hinaufstieg (diesen habe ich später auch kennen gelernt) —, wie bedächtig hielt es erst Umschau, wenn es eine Schrunde durchqueren mußte, wie sicher schritt es an Abhängen dahin!

Doch nach einer Stunde qualvollen Reitens wagte ich es, mich daran zu erinnern, daß ich von jeher einen unwiderstehlichen Drang zum Wandern gehabt und oft genug in meinem bisherigen Leben künstliche Beförderungsmittel verschmäht habe. Ich ließ mich also, nachdem es mir gelungen war, ohne Kenntnis der griechischen Liersprache meinen Esel zum Stehen zu veranlassen, vorsichtig von dem sogenannten Sattel und aus der Fußschlinge zur Erde hinunter. O, waren das Gefühle! Ohne mehr davon zu sagen, bemerke ich nur: die Folgen dieses Rittes habe ich noch lange empfunden.

Peisistratos, mein Eseltreiber, der bisher hinter uns gegangen war und das Tier von Zeit zu Zeit durch ermunternde Zurufe in der Landessprache angetrieben hatte, übernahm rücksichtsvoll wartend den Zügelstrick. Gern hätte ich ihm in ausführlicher Rede meine Vorliebe für Fußmärsche dargelegt und ihre Bedeutung im Ganzen der Leibesübungen festgestellt, wofür sich den heutigen Griechen das Verständnis noch nicht voll erschlossen hat. Jedoch gelang es mir bei der Geringsfügigkeit meiner Sprachkenntnisse nicht ganz, ihn in meine Gedankenwelt einzuführen und ihm die Gründe meines für ihn unbegreiflichen Benehmens klar zu machen; natürlich! nur wer die Sprache beherrscht, kann sie mit Erfolg dazu verwenden, seine wirklichen Gedanken zu verhüllen. Ich hätte sonst auch noch etwas über meine tierschülerischen Neigungen hinzugefügt und gesagt, ich wolle dem Esel eine Erholung gönnen. Na — ich verzichtete bald auf einen erschöpfenden Vortrag und schritt wacker aus. Doch es dauerte nicht lange, da hörte ich hinter mir ein Geräusch, wie wenn sich ein Mann in einen Sattel schwingt. Richtig! Peisistratos kam, mit lachender Sicherheit seitlings sitzend, hinter mir hergetrabt. Es half nichts; ich mußte mich damit abfinden, daß ein Grieche es nun einmal nicht ansehen kann, daß ein Esel unbepackt ist.

Der Weg führte teils an wohl angebauten Terrassen, teils an wüsten Felsabhängen dahin, gelegentlich auch an Bauerngehöften und an hochgelegenen Kirchlein

und einer Klostersiedlung vorüber. Die Welt wurde immer schöner; es boten sich wundervolle Aussichten. Ich konnte mich nicht beherrschen und rief mit Aufbietung meiner gesamten Sprachkenntnis: *ὦραλα ἢ ἀποψις* (= *oraála i ápopsis*)! Schön ist die Aussicht! Peisistratos antwortete sofort: *nae, nae!* Ich wunderte mich über die Ablehnung und Dämpfung meiner Begeisterung und sagte mir, es müsse also noch viel, viel Schöneres kommen. Ich grübelte dann nach über die Tiefe des Gefühls für Naturschönheit bei einem sonst offenbar bildungslosen Naturburschen und erklärte sie mir in scheuer Ehrfurcht als ein Erbteil aus jener erhabenen Zeit, aus der ihm seine Eltern auch den Vornamen gewählt hatten.

Es ging weiter bergan. Plötzlich lag das Meer, das griechische Meer in aller seiner Pracht und Herrlichkeit zu meinen Füßen. Die bewaldeten Abhänge Niginas verloren sich unten in schön geschwungenen Buchten in die strahlende Wasserfläche; hier und dort zog ein Schiffelein dahin, dazwischen tauchten Klippenartige Inselchen hervor, und drüben bauten sich die Gebirge des Festlandes auf. Mit meiner Selbstbeherrschung war es wieder nichts; ich brach in die inhaltschweren Worte aus: *ὦραλα ἢ θάλασσα* (*oraála i thalassa*)! „Schön ist das Meer!“ Aber als es wieder zurückscholl: „*nae, nae! nae, nae!*“ da packte mich die Wut, und ich befreite mich in einigen derben deutschen Ausdrücken von der Hochachtung vor dem altgriechischen Erbgut in meinem Peisistratos. Jedoch, da dämmerte es auch schon in mir auf: *val* (*nae*) heißt ja ebenso, wie schon im Altgriechischen, „ja“! Die freundlichen Leser dieser Zeilen können gewiß noch aus der schönen Zeit in Untersekunda *val μὰ Δία* „Ja, beim Zeus“ auswendig. Daran hatte ich nicht gedacht, einmal weil mir bei der in Athen herrschenden „Urbanität“ nur das ebenfalls altgriechische, aber höflichere *μάλιστα* = „Ja wohl, Sehr wohl“ geläufig war. Andererseits hatte mir die neugriechische Aussprache des *ai* wie *ä* unser plattdeutsches *nein* vorgegaukelt.

Die „Kurzen Anleitungen zur Erlernung des Neugriechischen“, die ein ähnliches Ziel verfolgen wie die Berliner Schnellbefohlanstalten, versichern ihren Käufern gern für jeden, der ein wenig Altgriechisch verstehe, sei es eine Kleinigkeit, sich das Neugriechische anzueignen. Ich meinerseits habe die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, obwohl ich nur sehr wenig Altgriechisch kann. Schon die Veränderung der Aussprache ist es, die einem das Verständnis erschwert. Der „König“ z. B. heißt nicht mehr *basileús*, sondern *wassiléss*. Dazu kommen aber noch viele andere Neuerungen. Erwähnen will ich nur die elende Verstümmelung von Wörtern am Anfang. *πανδρέω* (*pandhréwo*) heißt „ich verheirate“. Wie kommt das Wort zu dieser Bedeutung? Man denkt an „*pas, pasa, pan* = jeder, ganz, alle“; aber welcher Vater ist heute zutage in der Lage, gleich allen seinen Töchtern die Hochzeit auszurichten? ganz abgesehen von der neuerdings immer mehr einreisenden Abneigung der jungen Männer gegen das Heiraten. Endlich erfährt man, eigentlich laute das Wort *ἰπανδρέω* (*ipandhréwo*) nun ist mit einem Schläge alles klar, zumal wenn man sich zugleich des altgriechischen *ἰπανδρός* erinnert; das Wort hat den verständlichen und verständigen Sinn „ich gehe ein Mädchen unter die Gewalt eines Mannes“. — Für das „Auge“ gibt es neben dem altgriechischen Worte *ὀφθαλμός* (*ophthalmóss*) noch das Wort *μάτι* (*mati*); die Schlange heißt *ψιδι* (*sidhi*): ja, wenn man erst weiß, daß jenes aus *ὄμματιον* (*ommation*), der Verkleinerungsform von *ὄμμα*, und dieses aus *ὄψιδιον* (*ofidion*), der

Verkleinerungsform von *ὄψις* (*ofis*), entstanden ist, dann nimmt das Gedächtnis schon infolge des Bedrusses über die Verstümmelung diese wunderlichen Worte willig auf. Daß dieser Verstümmelungssucht meist gerade der wichtigste Bestandteil zum Opfer fällt, zeigt besonders deutlich das Wörtchen *δέν* (*dhen*): es heißt „nicht“ und ist das Überbleibsel von *οὐδέν* (*uden*); das, was in dem altgriechischen Worte „nicht“ bedeutet, das gerade ist fortgefallen. Aber das neugriechische Sprichwort, das eine höchst ausgedehnte Anwendungsmöglichkeit im heutigen Hellas bietet, hat recht: *δέν παρὰ τὸ εἶ* (*dhen pirási*)! Das schadet nicht, das macht gar nichts! Schön ist's und schön bleibt's in Griechenland.

Zum Schluß einige Beispiele, wie die heutigen Griechen Fremdwörter lautgetreu in ihre Schrift übertragen! Es machte mir ein kindliches Vergnügen, dergleichen aus Zeitungen, Hausinschriften, Plakaten usw. zu sammeln. *Καφέ, Μπάρ* (*h* zu Beginn eines Wortes wird durch *μπ* = *mp* ausgedrückt). Neben *The White House* stand *Ὀνάτ Χαουζ* (da die Griechen kein *h* kennen, müssen sie *ch* verwenden; der *spiritus asper* wird allerdings noch treulich geschrieben, aber nicht gesprochen). *Μονσιέ* gibt *Monsieur* wieder; *Σὲ μονά* *C'est moi*; *Γκολοά* *Gaulois* (*γκ* am Anfang eines Fremdwortes bezeichnet *g*); *Ἐφημερίδα τοῦ Φόρ* heißt *Vossische Zeitung*; *Γκαίτς* *Goethe*; *Αλμπέρ Αἰνστάιν* *Albert Einstein*; *Μπιρτέκι ἂ λὰ Μόναχο* *Beefsteak à la Monaco*. Und was heißt *Ὁ πρίγκηψ τοῦ Καρναβαλλίου Χάρρυ Λητς*?

Nachschrift. Dasselbe spaßhafte Mißgeschick mit dem Wörtchen *val* und wunderlicherweise ebenfalls auf dem Ausfluge zum *Aphaia-Tempel* ist auch einem berühmteren Schriftsteller, als ich es bin, widerfahren, nämlich der Frau *Isolde Kurz*. Aber ich habe meine Erzählung nicht von ihr abgeschrieben — bitte, vergleichen Sie „*Wandertage in Hellas*“, München, G. Müller, 1913, S. 57 ff.! Ihr Dampfer landete auch, weil sie an einer Gesellschaftsfahrt während der Reisezeit teilnahm, in der Bucht am Fuße des Tempelberges; daher betrug ihr Weg den Berg hinauf kaum ein Fünftel der Länge meines Weges, doch habe ich auf meinem weiteren Wege ein gutes Stück der Insel kennen gelernt.



Abiturientenentlassungsfeier

Das Abitur früherer Zeit war für jeden ein Wagnis, wo Geheimnis und Zufall die Würfel drehen, niemand wusste sicher, wie sie fallen würden. Die Mehrzahl der Bestandenen empfanden sich wie Entronnene, bei denen es leicht auch anders hätte kommen können, und manchen nur hob das blind tappende Glück hinüber zur Seite des Erfolges. Waren dann alle Möglichkeiten des Unheils gnädig vorübergegangen, so wich der Alpdruck der Angst und Unsicherheit einem Aufatmen und einem Erleichterungsgefühl, das dann oft nicht wusste, wo und wie es sich Grenzen setzen sollte.

Wenn heute die Abiturienten zum letztenmal in den Festsaal ihrer Schule schreiten, hat kaum noch einer von ihnen Ähnliches hinter sich. Auch sehr sensiblen Naturen vermag es nicht mehr als die Folterkammer im Traumlande zu erscheinen. Das Abitur hat seine Schrecken verloren, jedoch nicht seinen Ernst. Ernst an ihm ist, daß es das Ende einer Lebensform bezeichnet, von der der Schüler sich nicht mehr so leichtens trennt wie früher. Der Abiturient von heute weiß, daß es „draußen“ nicht besser ist als in der Schule und auch nicht leichter. Keine Oppositionstimmung malt ihm mehr einen Zustand aus, wo die Schule nur schwarz, das sogenannte „Leben“ nur in Farben rosiger Verheißung erscheint. Schule und Leben haben sich für den Schüler in ihren Werten angenähert. Es ist ihm nicht mehr unbekannt, daß er, um an den neuen Möglichkeiten des Lebens teilzunehmen, fortan auf Unwiederbringliches aus der Schulzeit verzichten muß. Mancher geht nach dem Abitur einher wie ein Entwurzelter. Aus altgewohntem seelischen Bereich entlassen, fühlt er sich zunächst nicht im Leben stehend, sondern daneben.

Die Entlassungsfeier am 29. März war eingerahmt von dem Orgelpräludium in Es-Dur von J. S. Bach und der Toccata in C-Dur von J. S. Bach, beide gespielt von Herrn Dr. Melcher. Das Schulorchester spielte die Symphonie in A-Dur von Franz Xaver Richter. Der Unterprimaner Barnim von Ramin sprach die Glückwünsche der Schülerschaft an die Scheidenden aus. Der Abiturient Frikweiler gab den Gefühlen und Gedanken der Abiturienten Ausdruck. Er ließ seinen Dank an die Schule ausklingen in das Versprechen, durch Tüchtigkeit im späteren Leben sich der Schule würdig erweisen zu wollen.

Die Abschiedsrede im Namen des Lehrerkollegiums hielt Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus. Er legte seinen Ausführungen das Wort des alten Heraklit zugrunde: „Dem Menschen ist seine Wesensart sein Dämon.“ Er erläuterte die Wesensart als das Erbgut der Anlagen, wie sie im Blute der Sippe wohnen und von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden, beeinflusst und verändert durch Lebensverlauf und äußere Umstände. Wesensart ist Schicksal, aber kein blindes. Es bleibt jedes Einzelnen Aufgabe, dieses Erbgutes Hüter zu sein, es ist ihm weniger gegeben als aufgegeben. Von seinem Willen hängt es ab, diese dunkle Naturgabe zur Eudaimonia, zur glückvollen Daseinsvollendung gestaltend zu lenken und zu steigern. — Herr Direktor Kappus gedachte sodann des frühverstorbenen Martin von Simson und gab bekannt, daß der Preis der Simson-Stiftung für dieses Jahr an den Abiturienten Wolfgang Loß gefallen war. Mit dem Wunsche, daß jeder der scheidenden Schüler in seinem Berufe reiche

Lebenserfüllung finden möge, endete er seine Rede. Hieran schloß er die Aushändigung der Reisezeugnisse. Für die Oberprima gymnastialis A schickte er als Motto das Wort des Menander voraus: „Die Wahrheit ist die höchste Schönheit.“ Der Oberprima gymnastialis B widmete er die Zeilen des Horaz: „Denke daran, in den schweren Tagen des Lebens den Gleichmut dir zu wahren.“ Der Oberprima realgymnastialis gab er das Worthewort: „Man muß das Unmögliche für möglich halten, man würde sonst nicht weiterstreben.“

B. W.



Monatschronik



10.—13. 3. 30: Reiseprüfung der beiden gymnastialen und der realgymnastialen Oberprimen. Den Vorsitz führte Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus.

Sämtliche 20 zur Prüfung zugelassenen Oberprimaner des Heimes haben das Reisezeugnis erworben, nämlich:

- Bennecke, Werner, (Dranien) Sohn des Domänenpächters B., Athensleben bei Löderburg, Bez. Magdeburg.
- von Borcke, Steffen, (Burgund) Sohn des verstorbenen Rittergutsbesitzers v. B., Rienow bei Labes in Pommern.
- Frhr. von Bredow, Wichard, (Burgund) Sohn des verstorbenen Freiherrn v. B., Heinrichsdorf, Bez. Köslin.
- Ferber, Hermann, (Wettin) Sohn des Rittergutsbesitzers F., Rittergut Caaschwitz bei Köstritz, Neuß.
- Francke, Dieter, (Wittelsbach) Sohn des Dr. med. F., Altenburg S.-A.
- George, Kurt, (Dranien) Sohn des Rittergutsbesitzers G., Altprochnow bei Marzdorf, Grenzmark.
- Gewert, Hans Rudolf, (Wittelsbach) Sohn des Direktors G., Altona.
- Gilka-Böghow, Ernst, (Zollern) Sohn des Rittergutsbesitzers G., Dominium Jölling, Niederschlesien.
- Graf Clairon d'Haussonville, Joachim, (Bähringen) Sohn des verstorbenen Grafen G. v. H., Kolberg.
- Graf von Kanitz, Franz-Hubert, (Wittelsbach) Sohn des verstorbenen Grafen v. K., Melkof bei Bahlstorf, Mecklenburg.
- Krämer, Wilhelm, (Staufen) Sohn des Staatsanwalts Dr. K., Diehardts, Post Nastätten.
- von Le Suire, Giseler, (Wettin) Sohn des Ministerialdirektors v. Le S., Altmühl, Mittelfranken.
- von Lochow, Ferdinand, (Babenberg) Sohn des Rittmeisters v. L., Pekkus, Mark.
- Loßse, Gustav, (Askanien) Sohn des Fabrikbesitzers Dr. L., Wilhelmshorst, Post Michendorf, Mark.

Paetow, Jürgen, (Wettin) Sohn des Rittergutsbesizers P., Alt-Pannetow, Post
Gnoien, Mecklenburg.

Poll, Ulrich, (Zollern) Sohn des Rittergutsbesizers P., Appelwerder, Kr. Deutsch-
Krone.

Prinz Reuß j. L., Heinrich I., (Babenberg) Sohn des Prinzen Heinrich XXXIV. R.,
Stonadorf bei Hirschberg in Schlesien.

von Rieben, Henning, (Zollern) Sohn des Dr. jur. v. R., Berlin-Grünwald-
Strube, Johann-Friedrich, (Babenberg) Sohn des verstorbenen Ritterguts-
besizers St., Schlanstedt, Bez. Magdeburg.

Verstl, Hans, (Babenberg) Sohn des Majors B., Schöningen, Schloßdomäne.

29. 3. 30: 11 Uhr vormittags: Entlassungsfeier für die Abiturienten. Herr Ober-
studiendirektor Prof. Dr. Kappus hielt die Abschiedsrede.

29. 3. 30: abends: Ball der Abiturienten.

6. u. 7. 4. 30: Festspiel der gymnastischen Unterprima: „Die Bürger von Calais“.

10. 4. 30: Schluß des Schuljahres.

Das neue Schuljahr beginnt am 24. April. Reisetag ist Mittwoch, d. 23. April.



Die alten Kameraden



Heinz Jürgen Dennig (Wittelsbach 1912—20) zu Juchow, Pommern, verlobte sich
mit Fräulein Gertraud Volkerts, Hamburg.

Ernst von Blumenstein (Burgund 1918—21) verlobte sich mit Fräulein Marianna
Weiland, Duisburg.

Albrecht Soltmann, Oberleutnant im 14. (Bad.) Infanterie-Regiment, (Zollern
1911—16) verlobte sich mit Fräulein Lilly Sedlmayr.

Dr. Heinz E. v. Maltitz (Zollern 1911—14) in Barmen, Unterdörrensstr. 21, verlobt
sich mit Frau Thea Dette, geb. Hackenberg.



Mitteilung



Wir legen, wie gewöhnlich, der letzten Nummer des Jahrganges eine Zahlkarte
bei und bitten, da unsere Mittel erschöpft sind, den Jahresbeitrag von 10 Mark bald
möglichst auf unser Postcheckkonto

Berlin 35 221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter)

einzuzahlen bzw. zu überweisen. Freundliche freiwillige Beiträge über 10 Mark hinaus
nehmen wir selbstverständlich mit herzlichem Dank gern an.